Lehrerfortbildung NRW.

Die Orthodoxe Kirche und ihr Weg in der Geschichte

(Teil 1)

Begegnung
und
Auseinandersetzung

Schriftenreihe zur Lehrerfort- und -weiterbildung

Heft 18, 1997

Bezirksregierung Münster

Die Orthodoxe Kirche und ihr Weg in der Geschichte

(Teil 1)

*

Begegnung

und

Auseinandersetzung

*

Anläßlich der Fortbildungsmaßnahmen
für den orthodoxen Religionsunterricht

zusammengestellt im Auftrag der

Bezirksregierung Münster / Dezernat 45

von einer Arbeitsgruppe beim

Lehr- und Forschungsgebiet Orthodoxe Theologie der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster

unter Leitung von

Prof. Dr.Dr. Anastasios Kallis

Redaktion: *Dipl.theol. Nikolaus Thon*

*

Münster 1996

Zur Schriftenreihe

Die Schriftenreihe setzt sich zwei Ziele. Sie will Materialien, die der Fortbildungsarbeit erwachsen sind, sowohl den Teilnehmerinnen und Teilnehmern als auch einem größeren Interessentenkreis in aufbereiteter Form zur Verfügung stellen. Darüber hinaus möchte sie die Lehrerinnen und Lehrer über Vorhaben, Ergebnisse und konzeptionelle Ansätze der Lehrerfort- und Lehrerweiterbildung informieren.

Die Benutzer sind herzlich aufgefordert, dem/den Autor(en) oder dem/den jeweiligen Herausgeber(n) ihre Anregungen, Wünsche oder kritischen Anmerkungen mitzuteilen.

Es ist zu wünschen, daß das vorliegende Heft Ihre Aufmerksamkeit findet und Ihnen im Falle seiner Nutzung eine Hilfe für Ihre Arbeit bietet.

Dr. Johann

INHALT:

Inhalt I

Vorwort V

"Das Blut der Martyrer - Samen der Kirche"
Die Frühe Kirche 1

Das Leiden der Urgemeinde 2
Erste Verfolgungen im Römischen Reich 7
Ankläger und Apologeten 10
Die großen Verfolgungen 17
Die konstantinische Wende 24

Das Ringen um die Orthodoxie 29

Die Provokation des Areios und das Erste Konzil von Nikaia 30
Die Weiterführung des arianischen Streites und das erste Konzil von Konstantinopel 34
Der nestorianische Streit und das Konzil von Ephesos 38
Der Monophysitismus und das Konzil von Chalkedon 41
Gescheiterte Einigungsversuche 44
Der Bilderstreit und das zweite Konzil von Nikaia 46
Neue Glaubensfragen und weitere bedeutende Konzilien 47

Die Tagungsorte der Ökumenischen Konzilien (Übersicht) 52

„und Muhammad ist sein Prophet ..."
Die Herausforderung des Islam 53

Der vorislamische Orient 54
Das Leben Muhammads 55
Erste Ausbreitung des Islam 59
Der Koran 60
Die weitere Ausbreitung des Islam 63
Christen unter islamischer Herrschaft 66

**Unsere getrennten Brüder im Osten -
Die Altorientalischen Kirchen** **69**

Die Auseinandersetzung um Chalkedon 70
Die altorientalischen Kirchen:
1. Die Heilige Katholische Apostolische Kirche des Ostens 72
2. Die Syrisch-Orthodoxe Kirche 74
3. Die Koptisch-Orthodoxe Kirche 77
4. Die Äthiopisch-Orthodoxe Kirche 79
5. Die Armenisch-Apostolische Kirche 83
Einigungsversuche 87

Das Oströmische Reich und seine Hauptstadt um 1000 90

**Von der Polemik zum Dialog -
Orthodoxe und Römisch-Katholische Kirche** **91**

Entfremdung und Konflikte zwischen Ost- und Westkirche 92
Ende der kirchlichen Autonomie im Abendland 95
Monarchie gegen Pentarchie 100
Der große Eklat: 1054 104
Abendländisches Papstverständnis im Mittelalter 108
Auswirkungen der Kreuzzüge 110
Das Unionsdiktat von Lyon 114
Der Unionsversuch von Ferrara-Florenz 117
Die Zurückweisung der Union 121
Römische Unionsversuche und Uniatismus 124
Primats- und Unfehlbarkeitsanspruch des Papstes
auf dem I. Vatikanum 129
Rom und die Orthodoxie im frühen 20. Jahrhundert 132
Der Dialog der Liebe und der Wahrheit 134
Mißklänge im Dialog 138

**Vereint der Protest? -
Orthodoxie und Protestantismus** **143**

Der westliche Protest gegen Rom 144
Melanchthon und die Orthodoxie 147
Der Briefwechsel zwischen den Tübinger Theologen und
dem Ökumenischen Patriarchat 150
Konfessionelle Polemik 153
Ansätze der Versöhnung im deutschen Pietismus 158
Anfänge der ökumenischen Zusammenarbeit 160
Begegnungen und Dialoge 165

**Achtung schafft Vertrauen -
Orthodoxe und Anglikanische Kirche** **171**

Die alte Eigenständigkeit der britischen Kirche 172
Der Bruch mit Rom unter König Henry VIII. 174
Reformatorische Tendenzen in der Kirche von England 177
Erste Begegnungen von Anglikanern und Orthodoxen 177
Die Oxford-Bewegung und die Orthodoxie 179
Weitgehende theologische Einigung 181
Die Anerkennung der anglikanischen Weihen 182
Erfolge und Probleme im theologischen Dialog 183

**Auf dem Weg zur vollen Einheit -
Orthodoxe und Altkatholische Kirche** **187**

Die Altkatholische Bewegung 187
Erste orthodox-altkatholische Gespräche 190
Die Konstituierung der Altkatholischen Kirche 191
Fortführung des Dialogs 194
Die Beziehungen im allgemeinen ökumenischen Rahmen 198
Der positive Abschluß des theologischen Dialogs 200

Literaturnachweis **203**

kommen, bei der Schwellenangst herrscht. Es fehlt der Mut, aus der bekannten und gewohnten Landschaft der getrennten Kirchen zum unbekannten, neuen Land konziliarer Gemeinschaft aufzubrechen. Die unterschiedlichen Faktoren, die als Gründe für dieses Phänomen hätten angeführt werden können, haben vielleicht alle gemeinsam ihre Ursache darin, daß die Kirchen sich nicht mehr als das immer neu aufzuschlagende Zelt des wandernden Gottesvolkes, sondern als starres Gebäude verstehen, als ob sie in ihren jetzigen Formen das endgültige Reich wären.

Die Armut an prophetischen Gestalten führt zu einer Überbetonung der an sich notwendigen Institutionen und Formen, die eine typokratische Ersatzfunktion übernehmen. In dieser Einstellung erfährt in der Kirche das Gesetz, von dessen Fluch Christus uns losgekauft hat (Gal 3,13), eine neue Geburt. Das Vorherrschen des Gesetzesdenkens und der Dogmatismus erinnern an einen Zustand, den Jesus scharf anprangert: "Weh euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr den Zehnten gebt von Minze, Dill und Kümmel und laßt das Wichtigste im Gesetz beiseite, nämlich das Recht, die Barmherzigkeit und den Glauben" (Mt 23,23).

Bei aller Anerkennung der Bedeutung überlieferter Strukturen und Vorstellungen ist unübersehbar, daß die Organisationssysteme, deren sich die Kirchen bedienen, sich derart verfestigt haben, daß sie als ein Klotz am Bein der weltwandernden Kirchen wirken, die sich sehr anstrengen müssen, wenn sie sich aus der Schwerfälligkeit des Systems befreien wollen.

Das geht auf einen langen Prozeß zurück, der mit der Überwindung des staatlichen Widerstandes bzw. der sozialen Etablierung des Christentums beginnt.

Man ist oft geneigt, die Zeit der frühen Kirche zu idealisieren und Wunschvorstellungen hineinzuprojizieren; in Wirklichkeit haben wir sehr früh mit einem Phänomen zu tun, das zu den Ursünden der Kirche gehört, der Lieblosigkeit, die im Namen der christlichen Wahrheit, deren Zentrum die Liebe ist, das Leben der Kirche vergiftet, die dadurch eigentlich ihre Legitimität, im Namen Christi Zeugnis abzulegen, verliert. Denn "daran werden alle erkennen", mahnt Jesus seine Jünger in seiner Abschiedsrede, "daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe zueinander habt" (Jo 13, 34f.). Voll Dramatik ist auch die Bitte Jesu an den Vater um die vollkommene, trinitarische Einheit seiner Jünger und der durch

"ihr Wort" entstehenden Kirche, damit sie dadurch für die Welt das Erkennungszeichen sowohl seiner eigenen als auch der Kirche wahrhaft göttlichen Sendung bilden (vgl. Jo 17,20-26>).

Der Dogmatismus beherrscht oft derart das Leben der Kirchen, daß sie ihre Kräfte zeitweilig mehr dogmatischen Auseinandersetzungen widmen als der Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden, das die Parusie des Eschaton in der Geschichte darstellt, in dem die Welt ihr Heil finden kann. Schon seit neutestamentlichen Zeiten bekämpfen sich die Christen wegen Lehrdifferenzen mit einem unvorstellbaren Haß. Nicht nur die Feinde der Christen wie der Neuplatoniker Porphyrios (zweite Hälfte des 3. Jh.s) staunen hämisch darüber; die Klagen eines Origenes (ca. 185-254), Basilios des Großen (ca. 330-379) und Johannes Chrysostomos (344/54-407) über die theologische Streitsucht und die Lieblosigkeit der Christen ihrer Zeit sind deprimierend. Ereignisse wie die Räubersynode zu Ephesos (449) sind keine Seltenheit. Für das Anliegen der ökummenischen Bemühungen ist die Gesinnung der Reue erforderlich, die der traurigen Erkenntnis entspringen müßte, daß die innere Geschichte des Christentums zu einem großen Teil durch Fanatismus und Haß gekennzeichnet ist. Hier vollzieht sich eine seltsame Antinomie: Anhänger einer Religion der Liebe hassen und bekämpfen sich unerbittlich, selbst mit menschenunwürdigen Mitteln, aus Treue zum wahren Wesen ihres Glaubens und im Bewußtsein, christliches Zeugnis abzulegen.

Ich fühle mich nicht kompetent, diese Paradoxie, die m.E. in das Gebiet der Sozialpsychologie gehört, zu erklären. Dennoch möchte ich die Vermutung wagen, daß der große, haßerfüllte Eifer für die Rechtgläubigkeit ein billiger Ersatz für die Nichterfüllung der christlichen Liebe ist, die in letzter Konseqenz ein Sich-selbst-Aufgeben bedeutet; denn, "wer sein Leben finden will, wird es verlieren, und wer sein Leben verliert um meinetwillen, wird es finden" (Mt 10,39).

Gewiß, heute wird nicht die Staatsgewalt in Anspruch genommen, um widerspenstige Ketzer in den Schoß der Kirche zurückzuführen oder zu verbrennen. Ökumenische Haltung gehört zum guten Ton. Die Christen verschiedener Kirchen sprechen friedlich miteinander und reden sich mit Schwester und Bruder an. Das ist zweifellos eine positive Entwicklung. Doch was ist das für eine Paradoxie, was ist das für eine eigenartige Verwandtschaft, bei der die Brüder und Schwestern nicht gemeinsam am Tisch des Herrn teilnehmen

können! Nach der ersten Zeit der ökumenischen Sentimentalität gerät der Ökumenismus in die Gefahr, zu einer zeitbedingten Pflichtübung zu erstarren, die den tragischen Ernst der zwischenkirchlichen Beziehungen durch feierliche Brüderlichkeitsgesten verdeckt.

Oft muß man sich fragen, ob manche ökumenische Demonstration nicht nur eine sentimentale Gefühlsäußerung ist, nicht Ausdruck einer eigentlich christlichen Überzeugung, sondern eines guten Willens des humanistischen Geistes unserer Tage. Orthodoxe Theologen weisen im Hinblick auf die Entstehung der ökumenischen Bewegung mit einem gewissen Stolz auf eine initiative Enzyklika hin, die das Ökumenische Patriarchat im Jahre 1920 "an alle Kirchen Christi überall" mit der Aufforderung zu einem Kirchenbund und zur brüderlichen Zusammenarbeit sandte. Unabhängig davon, daß dieses Dokument, das die Magna Charta des orthodoxen ökumenischen Engagements darstellt, zunächst unbeachtet blieb und erst viel später ökumenisch gewürdigt wurde, ist es trotz seiner ekklesiologischen Originalität in einer anderen Hinsicht entlarvend. Denn es mutet geradezu beschämend an, darin zu lesen, daß die Kirchen aufgefordert werden, dem Beispiel der Nationen zu folgen, die kurz vorher zur Sicherung des Weltfriedens und zur Förderung der Zusammenarbeit den Völkerbund gegründet hatten. Das ist ein Beispiel dafür, daß die Kirchen nicht nur die Weltereignisse sowie die kulturelle, geistige und soziale Entwicklung der Völker nicht mehr bestimmen, sondern mit ziemlichem Abstand hinterherlaufen.

Das Christentum hat sich so sehr institutionalisiert und etabliert, mit den Mächtigen und der Welt liiert, daß es seine Führungsfunktion schon längst verloren hat. Sein Kompaß richtet sich nicht nach den Polen des Kreuzes und der Auferstehung Jesu, sondern nach dem Bug des umherirrenden Weltschiffes, dessen erdmagnetisches Feld der Materialismus ist. Darum können auch karitative Dienste und theologisch-akademische Hilfestellungen im Kampf armer Kirchen gegen Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Verachtung der Menschenwürde nicht das christliche Zeugnis ersetzen, das im Opfer unserer Selbstzufriedenheit und Bequemlichkeit seinen Anfang haben muß.

Der Weg der christlichen martyria und inneren Gemeinschaft der Kirchen ist die metanoia, die Reue als die innere Befreiung von der Versuchung der sarx, das Sprengen der Fesseln einer gepanzerten Theologie, die den Geist erstickt, das Erwachen aus dem Win-

terschlaf des Formalismus, der Routine, der Selbstzufriedenheit und -sicherheit, der reumütigen Überwindung der Selbstgefälligkeit, die uns immer wieder in die Versuchung führt, zu denken und zu handeln in dem irrigen Bewußtsein, daß die Grenzen der Kirche Christi identisch mit denen der eigenen seien.

Diese Haltung entspricht einem uniformen Denken, das die Katholizität der Kirche zu einem doktrinären Provinzialismus verkümmern läßt, der die eigene Tradition verabsolutiert, zum Maßstab authenisch christlicher Überlieferung erklärt und die Kirchen unfähig macht, zwischen Gegensätzen und komplementären Ausdrucksweisen des Glaubens zu unterscheiden, die ihre Wurzeln in dem einen ungeteilten Zeugnis des Evangeliums haben. In den Sündezustand der Spaltung hineingeboren, sind wir gewöhnt, Unterschiede als Ausdruck der Trennung zu sehen und nicht als Zeichen der Ökumenizität, die eine Vielfalt der Erfahrungsmöglichkeiten des Heils voraussetzt.

Um diese Sicht zu gewinnen, muß der Blick für die Pluriformität des christlichen Glaubens geschärft werden, der sich nicht in bestimmten dogmatischen Definitionen und Formen erschöpft, sondern einer permanenten Entwicklung offen ist, so daß der Glaube immer wieder neu artikuliert wird; allerdings nicht im Sinne einer unverrückbaren Definition der Wahrheit, sondern als Lebensausdruck des Mysteriums in der Zeit. Insofern kann man weder rückblickend noch perspektivisch konkrete Formen des Glaubens entwerfen, die für alle in Gemeinschaft stehenden Kirchen absolut verbindlich wären.

Daher dürfen die Bemühungen um eine Konsensbildung, die zur Einheit führen soll, weder auf eine formale, wechselseitige Übernahme fehlender Elemente durch die Dialogpartner zielen, die in einer Art konfessionellen Synkretismus eine Mischung geistlicher und theologischer Traditionen vollziehen, noch auf eine Verhüllung spezifischer Merkmale und Traditionen, die in der Begegnung der Kirchen störend wirken. Im Gegenteil, sie müssen herausgestellt werden, damit sie die Kirche bereichern oder, wenn sie ihr Wesen entstellen, gemeinsam überwunden werden.

Aus der Tradition der orthodoxen Kirche möchte ich hier drei Charakteristika ihrer Identität nennen, die ihr Zeugnis für die Einheit darstellen: 1. die Pentarchie, 2. die Pneumatologie und 3. die Oikonomia.

1. Der sich zunehmend zentralistisch entwickelnden Kirchenstruktur der Westkirche hat die Ostkirche das System der Pentarchie entgegengesetzt, d.h. die Gliederung der Kirche in gleichwertige, selbständige Kirchenverbände, die ihren Konsens synodal ausdrükken und in der eucharistischen Gemeinschaft erfahren.

Die innerorthodoxen Spannungen und Differenzen, die in Jurisdiktionsfragen auftreten, werden von nichtorthodoxen Theologen oft als Argument gegen das Autokephaliesystem angeführt, das keine zentrale institutionelle Autorität duldet, die kraft eines Amtes verbindliche Regelungen für alle Kirchen in der Welt träfe. Diese Anomalie, die eine normale Erscheinung dialogisch-synodal strukturierter Gemeinschaften ist, muß als eine sündige Folge der menschlichen Schwachheit bekämpft werden, nicht jedoch das System, dem die Freiheit und Würde des einzelnen wichtiger ist als die autoritative Ordnung. Außerdem stellen selbst die schärfsten Kritiker dieses Systems die Einheit der orthodoxen Kirchen nicht in Frage.

2. Die Kirche verdankt ihre Existenz direkt dem Heiligen Geist, der eine anthropomorphe Gemeinschaft zur Christusgemeinschaft, zur Kirche als communio sanctorum, macht. Er bewirkt die christophore Gemeinschaft, indem er die Glieder miteinander und mit dem Haupt verbindet. Durch die Gegenwart des Geistes ist die Kirche keine bloß gesellschaftliche Institution, sondern gotterfüllter Organismus, der sich als eucharistische Versammlung von jeder anderen Gemeinschaft unterscheidet. Ohne den Heiligen Geist wäre die Menschwerdung des Logos keine historische Realität, die Kirche eine bloße Interessengemeinschaft, die Heilige Schrift eine gewöhnliche Dokumentensammlung vergangener Epochen und die Wahrheit des Heils eine Utopie.

Der Geist ist aber weder nur einzelnen Personen noch nur bestimmten Gruppen verliehen, sondern jedem einzelnen in der Gemeinschaft der Glaubenden. Dadurch gestaltet er die Kirche zu einer einzigartigen, personalen Gemeinschaft, die sich von einem Individuen-Kollektiv unterscheidet, das durch autonome Ämter verwaltet wird.

Die ökumenischen Bemühungen um die Einheit der Kirchen werden oft durch ein uniform orientiertes Denken bestimmt, bei dem die pneumatologische Dimension außer acht gelassen wird, nämlich daß der

Geist eine Kraft ist, die alles zur Gemeinschaft führt, indem er die Charismen "auf einen jeden" verteilt (Agp 2,3).

Das bedeutet, daß die Autorität, die in der Kirche mit dem Amt verbunden ist, in der pneumatophoren Gemeinschaft verankert ist. Losgelöst von dieser Gemeinschaft gibt es weder Funktionen und Dienste noch Leben und Wahrheit.

3. Die Konsequenz aus dieser pneumatologischen Dimension der Kirche, die Vielfalt und Freiheit in der Gestaltung und Entwicklung bedeutet, ist, daß die Kirche Christi, die der Geist "in die ganze Wahrheit führt" (Jo 16,13), nicht einem starren, uniformen System untergeordnet werden kann, das aus der Kirche als einem Organismus des Geistes ein rationalistisch konstruiertes Organisationsystem macht.

Eine Kraft, die in der orthodoxen Kirche gegen die Erstarrung der Kirche zu einem juridisch-statischen System wirkt, ist das Prinzip der Oikonomia, das sein Vorbild in der göttlichen Heilsökonomie hat. Als die historische Wirklichkeit der göttlichen Oikonomie widerspiegelt die Kirche das Mysterium der göttlichen Liebe, die alle Fesseln des Gesetzes sprengt. Treu zu ihrem Wesen handelt die Kirche kat Oikonomian, geht von der kanonischen Ordnung ab, um das Heil des Menschen zu ermöglichen, dem auch die Kirchenordnung dient. Dieses Prinzip der barmherzigen Philantropia und Freiheit ist die Absicherung der Kirche gegen die Unbeweglichkeit der Ordnung, die das Wirken des Geistes in bestimmte Bahnen lenken will.

Sowohl die Historizität der Kirche wie auch ihre göttliche Dimension implizieren eine Dynamik, die im Leben der Kirche als die konkret-historische Realität der göttlichen Ökonomie einen unaufhörlichen Wandel bewirkt, so daß die Kirche als der Einbruch des Eschatons in die Geschichte "ecclesia semper reformanda" ist.

Häresien haben zu Spaltungen der Kirche geführt, doch die Häresie unserer Zeit sind nicht divergierende theologische Standpunkte, sondern die Verdrängung der Kirche aus dem Leben der Menschen. Dieser existentiellen Gefahr können die Kirchen nicht mit Bannsprüchen und organisatorischen Abwehrmaßnahmen begegnen, sondern mit dem Zeugnis der Einheit, die nicht die Hilfskonstruktion einer formalen Übereinstimmung ist, sondern das Leben des Geistes.

"DAS BLUT DER MARTYRER - SAMEN DER KIRCHE"

DIE FRÜHE KIRCHE

"Laßt mich eine Speise der wilden Tiere werden; durch sie ist es mir möglich, zu Gott zu kommen. Weizenkorn Gottes bin ich, und durch die Zähne der Tiere werde ich gemahlen, damit ich als reines Brot Christi erfunden werde. ... Freuen will ich mich auf die Tiere, die für mich bereit gehalten werden, und ich wünsche, daß sie bald auf mich losgehen, die ich auch locken will, daß sie mich sogleich aufzehren, nicht daß sie, wie es bei einigen geschah, aus Furcht nicht zugepackt haben. ... Jetzt fange ich an, ein Jünger zu sein. ... Feuer, Kreuz, Kämpfe mit wilden Tieren, Zerschneidungen, Zerteilungen, Zerschlagen der Gebeine, Verzerrung der Glieder, Zermalmung des ganzen Körpers, des Teufels böse Plagen sollen über mich kommen, nur damit ich zu Jesus gelange. Mir werden nichts nützen die Annehmlichkeiten der Erde noch die Königreiche dieser Welt. Für mich ist es besser, durch den Tod zu Christus Jesus zu kommen, als König zu sein über die Grenzen der Erde. Ihn suche ich, der für uns gestorben ist; ihn will ich, der unseretwillen auferstanden ist. Mir steht die Geburt bevor" (Brief an die Römer 4,1; 5,2-6,1).

Aus diesen Worten des hl. Ignatios des Gottesträgers (griech. *theophoros*) von Antiocheia [um 110-130] spricht die Zuversicht der Martyrer (griech. = *[Blut-] Zeugen*) aller Zeiten, wie wir jene Christen nennen, die bereit sind, ihren Glauben an den gestorbenen und auferstandenen Herrn durch ihren eigenen Tod zu bezeugen.

Wenn die Martyrer bereit sind zu sterben, so heißt dies nicht, daß sie vor der Welt fliehen wollen bzw. einen egoistischen Heilserwerb anstreben. Christliche Wahrheit und Glaube bedingen eine Lebensweise, zu der eine neue Sicht der Zeit gehört; sie ist nicht mehr allein auf das irdische Leben eingeschränkt, sondern bezieht die Dimension der Ewigkeit, der Zeitlosigkeit, ein. Dort liegt die Quelle für

die Kraft der Christen, auf die Welt einzuwirken, sie zu verändern - im Unterschied zu anderen Systemen, die aus der Welt heraus diese verändern wollen. Im vollzogenen Selbstopfer der Martyrer findet eine Veränderung der Welt statt, ein Anbruch des Reiches Gottes in der Welt durch personalen Einsatz. Der Martyrer ist Zeichen für die Veränderung der Welt: Er ist der Nachahmer Christi, der stirbt, um die Welt zu erlösen: *"Wißt ihr nicht, daß alle, die wir getauft worden sind auf Christus Jesus, in seinen Tod getauft worden sind? Mitbegraben wurden wir also mit ihm durch die Taufe in den Tod, damit so auch wir - wie Christus auferweckt worden ist von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters - in der Neugestaltung des Lebens wandeln"* (Röm 6,3 f.). Das Martyrium wird damit zur höchsten Bewährung des Christseins. Durch seinen Tod zeigt der Martyrer die Gemeinschaft aller Christen mit dem erhöhten Christus Jesus: *"Ich gebiete dir vor Gott, dem alles lebendig Machenden, und vor Jesus Christus, der vor Pontius Pilatus ein gutes Bekenntnis abgelegt hat, daß du das Gebot bewahrst, unbefleckt, untadelig, bis zur Erscheinung unseres Herrn Jesus Christus"* (1 Tim 6,13 f.).

Das Leiden der Urgemeinde

Wie kam es dazu, daß die jungen Christengemeinden schon kurz nach der Mitte des 1. Jahrhunderts, also nur eine Generation nach dem Tode und der Auferstehung des Herrn, ihre Glaubenstreue durch Folter und Tod bezeugen mußten - und dies nicht allein in Palästina, sondern selbst in Rom?

Schon unmittelbar nach den Geschehnissen an jenem Paschafest, da Christus gestorben und auferstanden war, sah sich die christliche Gemeinde zu Jerusalem der Feindschaft des Hohen Rates und jüdischer Mitbürger ausgesetzt, besonders nach der Predigt des Apostels Petrus am Pfingsttage, da er die Juden aufforderte: *"Mit Sicherheit erkenne nun das ganze Haus Israel, daß Gott diesen Jesus, den ihr gekreuzigt habt, sowohl zum Herrn wie auch zum Gesalbten* [griech. *christos*] *gemacht hat. ... Kehrt um: Ein jeder von euch lasse sich taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung eurer Sünden, und ihr werdet empfangen die Gabe des Heiligen Geistes!"* (Apg 2,36.38)

Dieses Zeugnis (griech. *martyria*), diese Verkündigung des Evangeliums (griech. = *Gute Botschaft*) wiederholen die Apostel nun immer wieder an verschiedenen Orten und bekräftigen ihre Worte durch Wundertaten. So heilen Petrus und Johannes im Tempel zur Stunde des Gebetes einen Lahmgeborenen und ermahnen

dabei das jüdische Volk, an Jesus als den erwarteten Messias zu glauben (vgl. Apg 3).

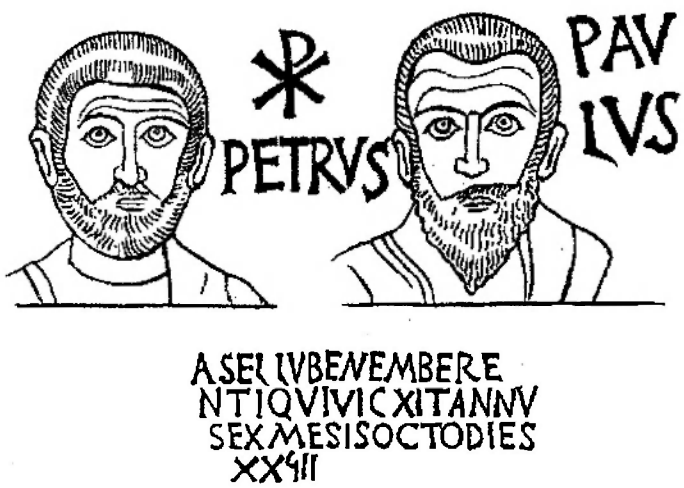
Als Petrus und Johannes daraufhin vom Hohen Rat verhaftet werden, muß diese höchste jüdische Instanz sie bald darauf wieder freilassen. Doch von nun an sind sie und die anderen Christen immer wieder Verfolgungen ausgesetzt: *"Der Hohepriester und alle, die mit ihm waren, nämlich die Sekte der Sadduzäer, hatten sich erhoben und waren voller Haß; sie legten Hand an die Apostel und warfen sie ins öffentliche Gefängnis."* (Apg 5,17) Bei dem anschließenden Verhör beschimpft der Hohepriester die Apostel und läßt sie schlagen, sie aber *"gingen fort aus dem Hohen Rat und freuten sich noch, weil sie gewürdigt worden waren, für den Namen* [Jesu Christi] *mißhandelt zu werden"* (Apg 5,41).

Schon einer der ersten Diakone, der hl. Stephanus, muß seine Überzeugung mit dem Leben büßen: Er wird wegen seiner Predigt ebenfalls verhaftet und vor den Hohen Rat gebracht, wo er gegenüber seinen Anklägern kritisch zur Wirklichkeit des Judentums seiner Zeit Stellung nimmt und sich dabei auf die Propheten beruft: *"'Welchen der Propheten haben denn eure Väter nicht verfolgt? Sie haben die getötet, die vorherverkündet haben von dem Kommen jenes Gerechten, dessen Verräter und Mörder jetzt ihr geworden seid, ihr, die ihr empfangen hattet das Gesetz durch Anordnungen von Engeln - und es nicht gehalten habt!' ... Da schrien sie mit lauter Stimme, hielte sich ihre Ohren zu und stürmten einmütig gegen ihn an; sie warfen ihn hinaus aus der Stadt und steinigten ihn"* (Apg 7,52 f.; 57 f.).

Als Zeuge war bei dieser Hinrichtung ein junger Mann anwesend, der aus dem Diasporajudentum stammte, nämlich aus Tarsos im südöstlichen Kleinasien. Sein hebräischer Name war Saul. Er versuchte, Verfolgungen der Christen, die den Juden als Abtrünnige galten, auch an anderen Orten anzuregen, besonders, da aufgrund einer großen Verfolgung in Jerusalem selbst sich die Christen nunmehr über ganz Judäa und Samaria verbreiteten. An all diesen Orten verkündeten sie das Evangelium, tauften die Neubekehrten und spendeten ihnen den Heiligen Geist durch die Handauflegung der Apostel (vgl. Apg 8). So macht sich Saul, *"noch Drohung und Mord gegen die Jünger des Herrn schnaubend"* (Apg 9,1), nach Damaskos in Syrien auf, um auch dort eine Christenverfolgung zu initiieren. *"Während er aber daherzog, geschah es, als er sich Damaskos näherte, daß ihn plötzlich ein Licht vom Himmel umstrahlte; er fiel nieder auf den Boden und hörte eine Stimme, die zu ihm sagte: 'Saul, Saul, was verfolgst du mich?' Er aber*

sagte: 'Wer bist du, Herr?' Darauf sagte jener: 'Ich bin Jesus, den du verfolgst!'" (Apg 9,3-5)

So wurde aus dem Christenverfolger Saul der von Gott erwählte Apostel Paulus, der von nun an mit noch größerem Eifer, als er zuvor die junge Kirche zerstören wollte, an ihrer Verbreitung arbeitete und bereit war, dafür selbst Mühsal und Verfolgung auf sich zu nehmen: *"Von den Juden habe ich fünfmal vierzig Hiebe weniger einen bekommen, dreimal bin ich mit Ruten geschlagen worden, einmal gesteinigt, dreimal habe ich Schiffbruch erlitten, eine Nacht und einen Tag auf dem offenen Meer zugebracht; oft war ich auf Reisen, in Gefahren durch Flüsse, in Gefahren durch Räuber, in Gefahren vom eigenen Volk, in Gefahren von Heiden, in Gefahren in der Stadt, in Gefahren in der Wüste, in Gefahren auf dem Meer, in Gefahren unter falschen Brüdern, in Mühsal und Beschwernis, oft in Schlaflosigkeiten, in Hunger und Durst, oft ohne Nahrung, in Kälte und Blöße. ... Der Gott und Vater des Herrn Jesus weiß, daß ich nicht lüge - Er, der gepriesen sei in Ewigkeit!"* (2 Kor 11,24-27.31)



Die Apostel Petrus und Paulus auf einer Wandmalerei in den römischen Katakomben

Doch nicht allein der Apostel Paulus, der wegen seiner zahlreichen Bekehrungen auf den verschiedenen Missionsreisen den Beinamen des "Apostels der Völker" erhalten hat, verbreitete die frohe Kunde des Evangeliums in den verschiedenen Ländern. Vom hl. Paulus wissen wir aus den neutestamentlichen Schriften der Apostelgeschichte und seiner eigenen Briefe besonders viel über seine Missionstätigkeit. Auch vom Wirken des hl. Petrus wird im Neuen Testament ausführlich berichtet. Von den anderen Aposteln gibt es zwar keine schriftlichen Zeugnisse, wohl aber sehr alte Überlieferungen. Danach hat der hl. Andreas der Erstberufene den christlichen Glauben nach Skythien und Thrakien gebracht, also in die Gebiete, wo später das Erzbistum von Konstantinopel und die Kirche der Rus' die von ihm gelegten Wurzeln der christlichen Gemeinden fortsetzten. Die Überlieferung berichtet uns weiterhin, daß der hl. Thomas den christlichen Glauben als christlicher

Glaubensbote bis nach Indien brachte, der Apostel Simon als Martyrer in Persien starb, ebenso der hl. Judas Thaddäus, während der Evangelist Markus in Ägypten missionierte.

Mag auch manche der örtlichen Überlieferungen nicht durch andere, schriftliche oder archäologische Zeugnisse gestützt werden, so können wir doch das beste und eindrucksvollste Zeugnis für die weitgespannte Missionstätigkeit der Apostel und ihrer Schüler bald überall in der antiken Welt sehen, nämlich die Existenz christlicher Gemeinden, aus denen sich die vielen Ortskirchen entwickelt haben, deren Wurzeln in das erste christliche Jahrhundert zurückgehen: die Kirchen von Rom und Italien, Alexandreia und Ägypten, Antiocheia und Syrien, die Kirchen in Kleinasien, Griechenland, Äthiopien, Indien und Armenien und bald auch in Gallien, Nordafrika und Spanien.

So lobpreisen wir heute die Apostel, besonders ihre Koryphäen (griech.= *Oberster*) Petrus und Paulus, mit den Worten:

"Wie die Weisheit Gottes,
das mit dem Vater gleichewig seiende Wort,
in den Evangelien vorhergesagt,
seid ihr, die fruchtbaren Weinstöcke,
hochgelobte Apostel,
die reife und schöne Trauben
in ihren Reben tragen,
von welchen wir Gläubigen genießen,
um für immer fröhlich zu werden!
Petrus, du Fels des Glaubens,
Paulus, du Ruhm der ganzen Welt,
steht bei eurer Herde,
die ihr durch eure Lehre gewonnen!"

(Doxastikon im Bittgang der Vesper zum 29. Juni)

Die Anziehungskraft der jungen Gemeinden auf die Menschen ihrer Zeit war groß, denn damals war die Bedeutung der alten Religionen schon lange geschwunden. Das Christentum erschien in einer Welt, in der es allerlei Arten von Heilsversprechen gab, die aber die von ihnen geweckten Erwartungen nicht erfüllen konnten. So trifft die christliche Botschaft auf eine bestimmte heilsgeschichtlichte

Situation. Die Zeit des Christentums war gekommen: *"Als die Fülle der Zeit gekommen war, sandte Gott seinen Sohn ..."* (Gal 4,4).

Der gute Hirte - Frühchristliche Statuette

Die Botschaft Christi konnte ihre besondere Kraft entfalten, da ihre Verkündigung nicht nur in Worten geschah, sondern auch durch das Leben der Christen in Taten gepredigt wurde. Die Botschaft nahm ganz konkrete Gestalt an, wofür uns die Apostelgeschichte ein Beispiel gibt: *"Alle Glaubenden waren an demselben Ort und hatten alles gemeinsam; die Güter und die Besitztümer verkauften sie und verteilten sie an alle, je nachdem wie ein jeder Bedarf hatte. ... Die Menge der gläubig Gewordenen war ein Herz und eine Seele, und auch nicht einer sagte, daß irgendeins der ihm gehörenden Güter sein eigen sei, sondern es war ihnen alles gemeinsam. Und mit großer Kraft legten die Apostel ab das Zeugnis von der Auferstehung des Herrn Jesus, und große Gnade war auf ihnen allen"* (Apg 2,42.44; 4,32-33). Ein ähnliches Zusammengehörigkeitsgefühl, das sich nicht nur im Kult, sondern auch im alltäglichen Leben zeigte, kannte keine andere antike Religion; es erstreckte sich auch nicht nur auf die Ortsgemeinde, sondern auch auf die Gemeinschaft (griech. *koinonia*) der Einzelgemeinden, die in sich und gemeinsam die Kirche Christi bildeten. Verstärkt durch die gemeinsame Abwehr und Bewältigung von Krisen, wie sie durch das Auf-

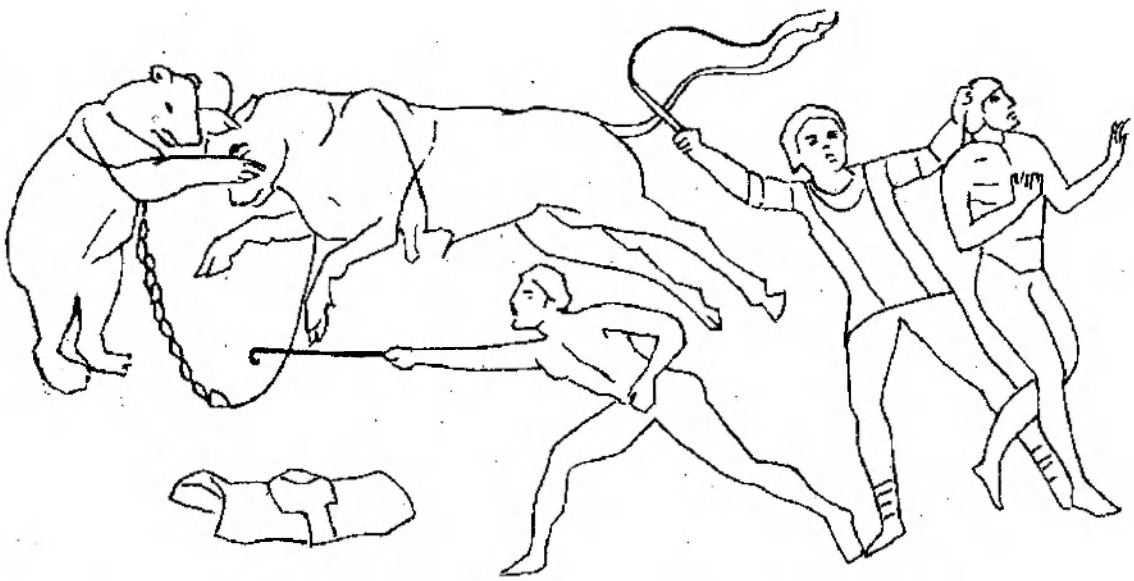
kommen von irrgläubigen Bewegungen und Verfolgungen entstanden, erwuchs der jungen Kirche ein ausgeprägtes Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit und ihrer Sendung.

Ihre Lebensweise erregte aber auch die Mißgunst und den Haß vieler Nichtchristen, sowohl der Juden wie auch der Heiden. So ließ der Hohepriester Ananos den Halbbruder des Herrn, Jakobus den Gerechten, den wir als das Haupt der Gemeinde von Jerusalem kennen und als ihren ersten Bischof bezeichnen, zu Ostern 62 hinrichten, da es diesem durch seinen Einfluß gelungen war, eine große Zahl von Juden, auch aus den Reihen der Pharisäer, für den Glauben an den Christus zu gewinnen.

Erste Verfolgungen im Römischen Reich

Kaiser Nero - Zeitgenössische Münze

Nur wenig später, im Jahre 64, brach auch in Rom, dem Zentrum des Reiches, die erste große Verfolgung der jungen christlichen Gemeinde aus, als Kaiser Nero [37-68] dem Gerücht entgegentreten wollte, er habe die Stadt anzünden lassen, um Platz für neue Repräsentationsbauten zu gewinnen. Der römische Schriftsteller Tacitus [etwa 55-116/120], selbst ein entschiedener Feind der Christen, berichtet darüber: *"Um der üblen Nachrede ein Ende zu machen, unterschob Nero Schuldige und belegte jene mit den ausgesuchtesten Strafen, die das Volk wegen ihrer Untaten haßte und Christen nannte. Christus, auf den dieser Name zurückgeht, war unter der Regierung des Tiberius durch den Landpfleger Pontius Pilatus mit dem Tode bestraft worden. Für den Augenblick wurde zwar der verderbliche Aberglaube unterdrückt; allein er verbreitete sich aufs neue nicht nur in Judäa, dem Ursprung jenes Übels, sondern auch in der Stadt* [Rom], *wo überhaupt von allen Seiten alle Greuel und Schamlosigkeiten zusammenfließen und noch gefeiert werden. Ergriffen wurden zuerst jene, die sich dazu bekannten, dann auf ihre Anzeige hin eine gewaltige*



Römische Zirkusspiele - Zeichnung nach einem Fußbodenmosaik in Nordafrika

Menge; sie wurden nicht sosehr der Brandstiftung wie des allgemeinen Hasses wider das Menschengeschlecht überführt. Man trieb noch Spott mit ihnen, so daß sie, in Felle wilder Tiere gehüllt, von Hunden zerrissen oder an Kreuze geschlagen oder angezündet wurden, ja sogar, wenn der Tag zur Neige gegangen war, zur nächtlichen Beleuchtung verbrannt wurden. Seine Gärten hatte Nero für dieses Schaustück geöffnet, und er veranstaltete ein Zirkusspiel, indem er sich in der Tracht eines Wagenlenkers unter das Volk begab oder auf dem Wagen stand. Darum ward für sie, obwohl sie schuldig waren und die härtesten Strafen verdienten, das Mitleid rege, als würden sie nicht zum allgemeinen Nutzen, sondern lediglich wegen der Grausamkeit eines Einzelnen hingeschlachtet" (Annalen XV,44).

So hatte sich verwirklicht, was wir am Festtag der hll. Petrus und Paulus (29. Juni) singen:

"Der Same,
den Petrus und Paulus in Rom ausgeworfen,
ist herrlich aufgegangen:
Siehe die Tausende heiliger Martyrer,

die sich den Triumpf der Apostel zum Vorbild nahmen:
in purpurroten, weithin leuchtenden Gewändern
umstehen sie in Scharen die Stadt
und bilden eine einzige
aus der Zier vieler kostbarer Steine
zusammengesetzte Krone."

(Kathisma zum Morgengottesdienst)

Sicher ist in dieser Zeit die Verfolgung der Christen noch weitgehend in das Ermessen bzw. die Willkür einzelner Kaiser und Statthalter gestellt, aber es wuchs unter der römischen Bevölkerung ein allgemeiner Haß auf die Christen, in denen man die Urheber aller möglichen Schlechtigkeiten sah. Dies sprach schon aus den Worten des Tacitus, der Nero eigentlich nicht wegen der Strafmaßnahmen gegen die Christen kritisierte, sondern nur, weil sie als rein persönliche Grausamkeit eher Mitleid erregen könnten.

Frühchristliche Eucharistie und Agape-Feier (Katakombenmalerei)

Über die Christen, deren Gottesdienste vor Sonnenaufgang im Verborgenen stattfanden, kursierten bald die wildesten Gerüchte: Man beschimpfte sie als "Eselsanbeter" und unterstellte ihnen allerlei Schlechtigkeiten, ja mißdeutete sogar die Eucharistie als Ritualmord. Über diese Ansichten im Volk berichtet der

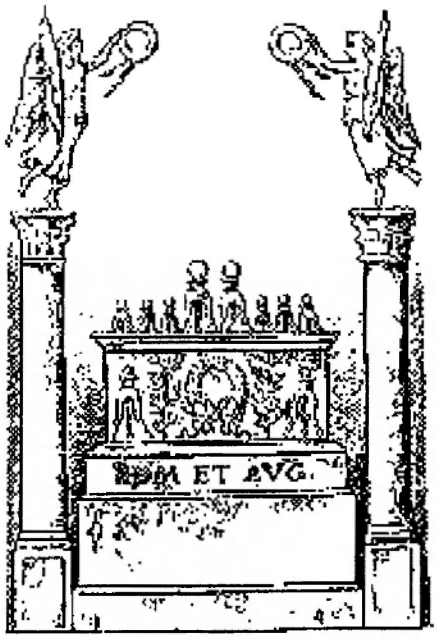
Kirchenschriftsteller Minucius Felix (um 200): *"Die Christen sind Leute, die aus der untersten Schicht des Volkes unwissende und leichtgläubige Weiber sammeln, die ja schon wegen der Schwäche ihres Geschlechtes leicht zu gewinnen sind, und eine ruchlose Verschwörerbande bilden. ... Wie das Unkraut stets reicher wuchert, so vermehren sich bei der täglich zunehmenden Sittenverderbnis jene entsetzlichen Bethäuser der ruchlosen Geheimbündler von Tag zu Tag. ... Wer sagt, daß ein Mensch, den für ein Verbrechen die härteste Strafe traf, und daß das todbringende Holz des Kreuzes ihre Kultgegenstände seien, der schreibt den Verdorbenen und Verruchten nur einen entsprechenden Kultus zu, nämlich daß sie das verehren, was sie verdienen! Außerdem ist die Aufnahmefeier ihrer Neulinge ebenso abscheulich wie bekannt: Ein kleines Kind, mit Teigmasse bedeckt, um die Unbefangenen zu täuschen, wird den Einzuweihenden vorgesetzt. Dieses Kind wird von dem Neuling, der durch die Umhüllung zu dem Glauben verleitet wird, die Stiche seien unschädlich, durch versteckte und geheime Verwundungen getötet. Des Kindes Blut - wie entsetzlich! - schlürfen sie gierig auf, seine Glieder verteilen sie eifrigst, und durch dieses Opfer verbrüdern sie sich, durch diese Mitwisserschaft an einem Verbrechen verbürgen sie gegenseitiges Stillschweigen. Gegen diese Religion sind alle Arten von Gotteslästerung ein unschuldig Ding!"* (Octavius, 9)

Ankläger und Apologeten

Schon im 2. Jahrhundert traten christliche Verteidiger die Auseinandersetzung mit den heidnischen Vorwürfen an. Unter ihnen sind die bedeutendsten die Athener Aristeides und Athenagoras der Philosoph sowie Ioustinos der Martyrer. Diese Schriftsteller nennen wir Apologeten (griech. *apologia = Verteidigung, Rechenschaft*). Das Christentum tritt jetzt nicht mehr nur durch das stille Zeugnis seiner Bekenner und Martyrer an die Öffentlichkeit, sondern die Apologeten vertreten auch literarisch seine Überzeugungen und eröffnen damit die Auseinandersetzung mit den geistigen Strömungen ihrer Zeit. Die Kirche läßt sich trotz aller staatlichen Unterdrückungsmaßnahmen nicht einschüchtern, sondern bekennt sich gerade in der Situation des Angeklagten zu ihrem Glauben und zu Gott und wertet den physischen Untergang des einzelnen als moralischen Sieg: *"Das Blut der Martyrer - Same der Kirche"* (Tertullian).

Aber den Argumenten der Apologeten gegenüber war die heidnische Öffentlichkeit weitgehend taub, da in ihrer Vorstellung der öffentliche Staatskult maßgeblich

war für das Wohlergehen der Gesellschaft, sogar der Natur. Daher lastete man den Christen die Schuld für alles Versagen und jegliche Naturkatastrophe an. So sagt der nordafrikanische christliche Apologet Tertullian um 197 voller Verbitterung: *"Wenn der Tiber die Mauern überflutet, wenn der Nil die Felder nicht überflutet, wenn der Himmel sich nicht rührt, wenn die Erde sich bewegt, wenn eine Hungersnot, wenn eine Seuche wütet, gleich schreit man: 'Die Christen vor den Löwen!' ... Wenn nun der Sommer den Winter und seinen Regen aufhält und man um die Ernte in Sorge ist, dann pflegt ihr, vollgefressen und gleich wieder zum Essen bereit, während Badestuben, Kneipen und Bordelle in Betrieb sind, dem Jupiter Regenopfer darzubringen, sagt dem Volk barfüßige Bittgänge an, sucht den Himmel im Kapitol und erwartet Regenwolken vom Deckengebälk, dem wahren Gott und wahren Himmel aber kehrt ihr den Rücken. Wir dagegen, vom Fasten ausgedörrt und durch jedwede Art von Enthaltsamkeit entkräftet, von jedwedem Lebensgenuß eine Zeitlang ausgeschlossen, wälzen uns in Sack und Asche und bedrängen voller Empörung den Himmel, klammern uns an Gott, und wenn wir ihm Erbarmen abgetrotzt haben - huldigt man dem Jupiter!"* (Apologeticum, XL, 2.14 f.)



Römischer Opferaltar

Vor dem römischen Gesetz waren die Christen schon dadurch schuldig geworden, daß sie nicht den offiziellen Staatsgöttern huldigen wollten, denn schon das älteste römische Gesetzbuch, das Zwölftafelgesetz aus dem Jahre 451/50 v.Chr., bestimmt: *"Niemand habe auf eigene Faust Götter, weder neue, noch fremde, sondern nur die von Staats wegen herbeigeholten."* Und ein römischer Jurist des 2. Jahrhunderts, Julius Paulus, sagt in seinen Sentenzen: *"Von denen, die neue und nach Gebräuchen oder Methoden unbekannte Religionen einführen, durch die die Gemüter der Menschen beunruhigt werden können, sollen die Vornehmeren deportiert, die Geringeren mit dem Tode bestraft werden."* Daher warf man den Christen vor, sie seien Gottesleugner, wogegen die christlichen Apologeten mit dem Hinweis argumentierten, daß die Ablehnung der heidnischen Götzen ja keineswegs die Leugnung des wahren Gottes bedeute: *"Wir werden Gottesleugner genannt - und wirklich, bezüglich dieser herkömmlichen, vermeintlichen Gottheiten bekennen*

wir, ungläubig zu sein, keineswegs aber im Hinblick auf den allein wahren Gott, welcher der Vater der Gerechtigkeit, der Enthaltsamkeit und der anderen Tugenden ist, sondern diesen beten wir an", schreibt um 150/55 der hl. Ioustinos in seiner Apologie an Kaiser Antoninus Pius. Hinzu kam, daß die Christen insbesondere die Verehrung der römischen Kaiser als göttlich ablehnten. Sie galten daher den Behörden als höchst verdächtige Elemente, als Staatsfeinde und als Gefährdung der öffentlichen Ordnung. Die Christen waren zwar gewillt, den Herrschern Gehorsam zu leisten und sich ihnen unterzuordnen, ja sogar für die Kaiser zu Gott zu beten, *"damit sie die von dir* [Gott] *ihnen gegebene Herrschaft untadelig ausüben"* (1. Klemensbrief LX,4 f.). Doch lehnten sie es entschieden ab, den Genius des Kaisers als Gott durch Weihrauch- und andere Opfer zu verehren, wie es für etliche Staatsakte vorgeschrieben war. Diese Weigerung machte sie vielen Heiden verdächtig, denn der Kaiserkult hatte im Römischen Reich eine wichtige ideologisch-soziale Funktion übernommen: Er bildete weitgehend das einzige Band, das die verschiedenen ethnischen, nationalen und sozialen Gruppen im weiten Reich zusammenschloß. So wird deutlich, warum der Zusammenstoß des jungen Christentums mit diesem Kult unvermeidlich war. Die kompromißlose Schärfe des Gegensatzes war schon dadurch bedingt, daß die Christen die gesamte Welt als Geschöpf und Werk Gottes verstanden und jede Form von göttlicher Verehrung für ein bloßes Geschöpf, und sei es auch der Kaiser, als Kreaturvergötterung klar verneinten. Vom Standpunkt sowohl der antiken heidnischen Frömmigkeit wie des römischen Staatsrechts wurde diese Haltung als Atheismus (griech.= *Gottlosigkeit*) verstanden.

Daher waren auch nur wenige der heidnischen Beamten bereit, den Christen wenigstens die Grundsätze des allgemeinen Rechtes zugute kommen zu lassen. Einer von ihnen war Plinius der Jüngere, der als Statthalter in Bithynien (111/113) mit den Anklagen gegen Christen zu tun hatte und deshalb eine ausführliche Anfrage an Kaiser Traianus (98-117) richtete, in der er u.a. auch einige interessante Anmerkungen zum Leben der christlichen Gemeinde und der Feier des Sonntags machte: *"Ich fragte sie, ob sie Christen seien. Gestanden sie, so fragte ich sie unter Androhung der Todesstrafe zum zweiten und dritten Male; blieben sie dann noch verstockt, ließ ich sie hinrichten. Denn ich zweifelte nicht, daß man, einerlei wie es auch sonst*

Kaiser Traianus - Zeitgenössische Münze

um ihr Verbrechen stehe, jedenfalls ihre Hartnäckigkeit und ihren unbeugsamen Trotz bestrafen müsse. Andere, die von demselben Wahnsinn befallen waren, ließ ich, weil sie römische Bürger waren, aktenkundig machen, um sie nach Rom zu schicken. ... Dabei versicherten sie jedoch, ihre Hauptschuld oder vielmehr ihr Hauptirrtum habe darin bestanden, daß sie immer an einem bestimmten Tag vor Sonnenaufgang zusammengekommen seien, auf Christus wie auf einen Gott im Wechselgesang ein Lied gesungen und sich durch einen feierlichen Eid nicht etwa zu einem Raub verpflichtet haben, sondern dazu, daß sie keinen Diebstahl, keinen Raub, keinen Ehebruch und keinen Wortbruch begehen, auch kein anvertrautes Gut unterschlagen wollten. Danach seien sie wieder auseinander gegangen und haben sich wiederum versammelt, um eine - jedoch gewöhnliche und harmlose - Speise zusammen zu genießen. ... Aus jedem Alter, jedem Stande und aus beiden Geschlechtern sind viele Personen der Gefahr ausgesetzt und werden es auch noch zukünftig sein, da jener ansteckende Aberglaube sich nicht nur in den Städten, sondern auch in den Dörfern und auf dem flachen Land verbreitet hat" (Plinius Secundus, Briefwechsel mit Traianus, X,96. Brief). Der Kaiser antwortet darauf: *"Man soll die Christen nicht aufspüren. Wenn sie jedoch angegeben und überführt werden, muß man sie bestrafen. so jedoch, daß, wenn einer leugnet, Christ zu sein und dies durch Anrufung unserer Götter beweist, er wegen seiner Reue Verzeihung erhalten soll, auch wenn er nach seiner Vergangenheit verdächtig war"* (ebd., 97. Brief).

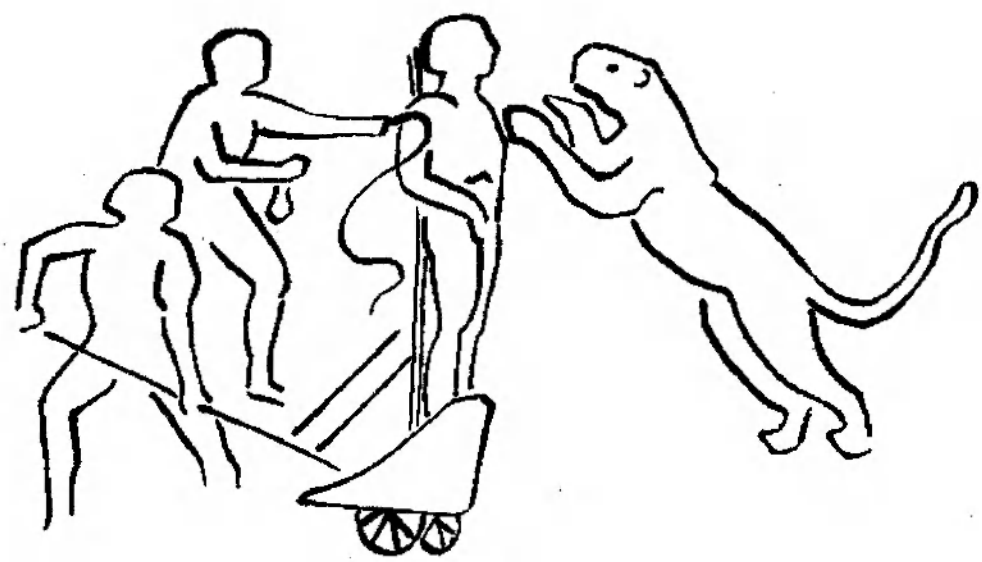
Betende Christin - Zeichnung aus den Katakomben

Betender Christ - Zeichnung aus den Katakomben

Dies ist das Äußerste an Entgegenkommen, was die Christen erwarten konnten, nämlich daß man sie zeitweise in Ruhe ließ, wenn sie nicht direkt angeklagt wurden. Denn sowohl Plinius wie Kaiser Traianus ließen ihre grundsätzliche Ablehnung des Christentums deutlich erkennen: es galt ihnen als Aberglauben, sträflicher Eigensinn und Ungehorsam; im Prinzip betrachteten auch sie jeden Christen als einen des Todes würdigen Verbrecher, wenn er seinen Glauben nicht ableugnete. Dies erschien weder dem Statthalter noch dem Kaiser einer eigenen Begründung wert, sondern wurde einfach vorausgesetzt. Die Frage war allein, ob man auch aufgrund anonymer Anklagen handeln sollte. Zwar konnte den Christen

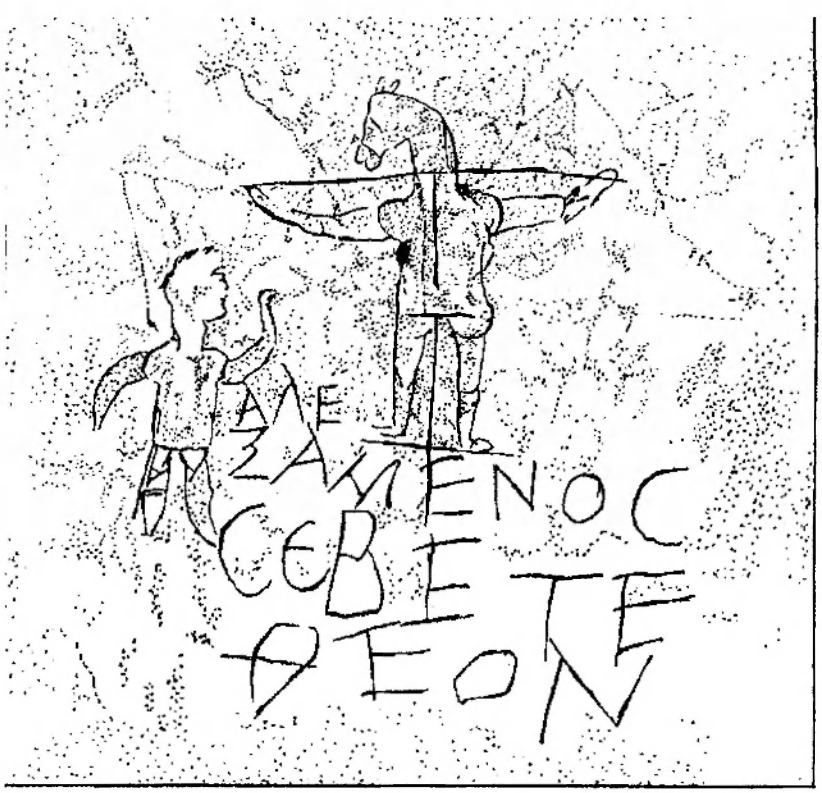
im eigentlichen Sinne weder verbrecherische Geheimbündelei noch politischer Aufruhr nachgewiesen werden, aber ihre Überzeugungen galten den sich aufgeklärt fühlenden Römern schon als Fanatismus, und zwar als ein Fanatismus, der auf die Dauer für den Staat gefährlich werden konnte, stellte er doch das alleinige Recht des Staates, über den Menschen zu verfügen, in Frage. So hielten auch durchaus aufrichtige römische Staatsführer es für richtig, gegen die Christen vorzugehen, die neben der Autorität des irdischen Kaisers - und sogar über ihr - noch eine andere, höhere Autorität, nämlich die Gottes, kannten. Die Frage war nicht, ob die Christen überhaupt strafrechtlich belangt werden sollten, sondern allein, wie man dabei vorgehen sollte. Da es keine speziellen, die Zugehörigkeit zum Christentum generell als Verbrechen kennzeichnenden Gesetze gab, war den einzelnen Richtern und Beamten ein großer Ermessensspielraum gelassen; die meisten forderten die Anerkennung des Kaiserkultes, in der Regel also das Weihrauchopfer vor dem in jedem Staatsgebäude befindlichen Kaiserbild, als eine Art Loyalitätsprüfung.

Damit blieb die Möglichkeit örtlicher Christenverfolgungen in das Belieben der Lokalbehörden gestellt - und es gab sie in der Tat nicht nur unter den tyrannischen, sondern auch unter den aufgeklärtesten römischen Herrschern wie Hadrianus (117-138) oder Marcus Aurelius (161-180). Denn den meisten gebildeten Juden wie Heiden blieb das Christentum fremd; es ist - wie schon der Apostel Paulus gesagt hat - *"das Wort vom Kreuz einerseits denen, die verloren gehen, Torheit, andererseits uns, die gerettet werden, Kraft Gottes. ... Auf der einen Seite fordern die Juden Zeichen, auf der anderen suchen die Griechen Weisheit: Wir aber verkündigen Christus den Gekreuzigten, den Juden ein Ärgernis, den Heiden aber Torheit, den Berufenen aber, Juden sowohl als auch Griechen, Christus, Gottes Kraft und Gottes Weisheit"* (1 Kor 1,18.22-24).



Martyrium in der Arena - Darstellung der Zirkusspiele auf einem nordafrikanischen Bodenmosaik

Gottes Kraft und Weisheit, der Christus Jesus, war durch alle Überheblichkeit, durch administrative Maßnahmen und Folter, ja durch die Drohung mit dem Tode den Menschen nicht zu entfremden. Anfang des 3. Jahrhunderts waren weite Gebiete Kleinasiens, Ägyptens, Syriens und Nordafrikas, dazu erhebliche Teile Mittelitaliens, Griechenlands, Südgalliens und Spaniens schon von christlichen Gemeinden durchdrungen. Bald bestand die Mehrheit der Christen nicht mehr aus Angehörigen der unteren sozialen Schichten oder aus Sklaven, denn es hatten Menschen aller Stände den Weg zum christlichen Glauben gefunden. Auch in der Hauptstadt traten reiche und vornehme Leute, sogar mit ihrem ganzen Haus und Geschlecht, zu dem neuen Glauben über. Selbst ein Kaiser konnte jetzt Christus verehren, wenn auch noch als einen der vielen Götter, die im Römischen Reich aus allen Kulturen der unterworfenen Völker heimisch geworden waren; so berichtet man von Kaiser Alexander Severus (222-235): *"Die Christen duldete er. ... Vor allem verrichtete er, wenn es möglich war, in den Morgenstunden in seiner Hauskapelle seine Andacht. In dieser hatten neben den vergötterten Kaisern aber nur die besten und ausgezeichneten, auch besonders tugendhaften Männer, darunter Apollonius und - nach der Versicherung eines zeitgenössischen Geschichtsschreibers - Christus, Abraham und Orpheus sowie andere Gestalten der Art samt den Bildnissen seiner Ahnen Platz gefunden"* (Aelius Lampridius, Alexander Severus, 22).



„Alexamenos verehrt seinen Gott“ - Römische Spottzeichnung vom Aventin auf einen Christen, der den - hier eselsköpfig dargestellten - Herrn am Kreuz verehrt (wohl 2. Jahrhundert)

Allerdings bedeutet das nicht, daß Alexander Severus Christ gewesen sei; vielmehr tat er das gleiche wie viele andere gebildete Heiden seiner Zeit: Er suchte nach neuen Heilslehren und Göttern, da die antike griechisch-römische Mythologie, die Vorstellungen von den olympischen Göttern, immer mehr an Kraft verloren hatte. Kaiser Commodus (180-193), der Sohn des Marcus Aurelius, huldigte beispielsweise morgenländischen Kulten, wie dem ägyptischen Isis- und Serapisdienst und den Mysterien des persischen Mithras, wobei er zugleich seine eigene Göttlichkeit nach orientalischem Vorbild immer stärker betonte. Dabei fand auch zu Beginn seiner Regierung eine blutige Christenverfolgung statt. In späteren Jahren beendete er allerdings unter dem Einfluß seiner Frau Marcia, einer Christin, die Bedrückung der Christen. Andere Kaiser, wie Elagabal (218-22) oder Philippus Arabs (244-249), sahen sich hingegen selbst als Inkarnationen des Sonnengottes. All diesen mythologischen Religionen war das Christentum dadurch überlegen, daß es sich nicht auf einen erdachten Erlöser, sondern auf geschichtliche Tatsachen gründete: Christus ist kein Produkt der Phantasie, sondern eine historische Person. Hinzu kam der große ethische Ernst, der mit der Lehre und der Person Jesu Christi unabdingbar verbunden ist: Die barmherzige Liebe, die sich selbst in den Tod für die andern dahingab, ist aller andersgläubigen Moral und aller philosophischen Ethik weit überlegen. So konnten die christlichen Apologeten immer wieder darauf verweisen, daß die Christen keinen erdachten Göttern, sondern dem wahren Gott des Himmels und der Erde dienten und daß sie mit ihrer Moral gegenüber dem verdorbenen Heidentum ihrer Zeit, auf dessen Schwächen selbst heidnische Philosophen wiederholt hingewiesen hatten, ein positives Gegenbild boten.

Mithras schlachtet den Stier - Darstellung aus dem 3. Jahrhundert

Dies erregte den Unmut, die Mißgunst und den Haß der heidnischen Mitbürger, die sich in den verschiedenen Verfolgungen entluden. Obwohl die Zahl der Christen stetig wuchs, hingen ihre Freiheit und die Möglichkeit zu einer ungehinderten Entfaltung der Kirche auch unter den verschiedenen Kaisern des ausgehenden 2. und beginnenden 3. Jahrhunderts noch immer von allerlei Zufällig-

keiten ab und waren keineswegs gesichert; ja seit der Mitte des 3. Jahrhunderts kam es sogar noch zu einer Verschärfung der Verfolgung. Unter Kaiser Decius (249-251) fand die erste von einem römischen Kaiser selbst befohlene und über das ganze Reich ausgedehnte Verfolgung der Menschen statt, die nicht bereit waren, die römischen Staatsgötter anzubeten.

Die großen Verfolgungen

Ihr Hintergrund war ein wiedererstarktes römisches Nationalbewußtsein, das durch die Jahrtausendfeier der Stadt Rom 248 genährt wurde. Man forderte gegenüber der Überfremdung aus den Provinzen die Rückkehr zur altrömischen Geistigkeit und auch zur altrömischen Religion. Im Jahre 250 erschien das entsprechende, uns allerdings nicht überlieferte Edikt des Kaisers, der die altrömischen Sitten und die alte Staatsreligion festigen wollte und alle Bewohner des Reiches bei Todesstrafe verpflichtete, sich den Zeremonien der heidnischen Staatskulte zu unterwerfen. In Unkenntnis der christlichen Botschaft, aber auch der todesmutigen Entschlossenheit der meisten Christen glaubte Decius, durch einen allgemeinen Befehl einen Loyalitätsakt seiner Untertanen erzwingen zu können, und stellte sie vor die Wahl, Christus zu verleugnen und den Göttern zu opfern oder als Verbrecher ihren Besitz zu verlieren, in die Bergwerke geschickt zu werden oder, wenn es sich um angesehene Persönlichkeiten handeln sollte, den Tod zu erleiden.

Kaiser Decius - Zeitgenössische Münze

Die Verfolgung begann zu einer Zeit, da das Römische Reich an seinen Grenzen in einem schweren Abwehrkampf gegen zahlreiche Feinde stand, besonders gegen die Goten, gegen die Decius 251 in der Schlacht sein Leben verlor. Der Kaiser hatte gemeint, daß der äußere Feind auf Dauer nur bezwungen werden konnte, wenn im Inneren Einheit herrschte. Decius war nicht ein blutrünstiger Tyrann, sondern er wollte die Konzentration aller Kräfte zum Wohl des Staates erreichen, was ohne ein einheitliches Bekenntnis zum Staatskult undenkbar war. Daher suchte er durch die Vertiefung der Kaiserverehrung die Gegensätze auszugleichen: Der Kaiser sollte allen Bewohnern des Reiches als

der einzige "Erlöser" erscheinen. Damit war den Christen und ihrem Gott der Kampf angesagt: Neben den Grenzkämpfen führte Decius einen inneren, einen religiösen Feldzug gegen die Christen.

Staatliche Kommissionen führten die kaiserliche Anordnung durch: Alle Einwohner wurden namentlich zum Opfer aufgerufen und hatten öffentlich von dem Opferfleisch und -wein zu kosten, um ihre staatstreue Gesinnung glaubhaft nach außen zu dokumentieren. Darüber wurde dann eine amtliche Bescheinigung ausgestellt, von denen zahlreiche im Original erhalten sind. Eine entsprechende Bescheinigung lautete: *"Ich habe der Vorschrift gemäß Weihrauch auf den Altar gestreut, eine Weinspende dargebracht und vom Opferfleisch gegessen. Ich bitte, mir dies zu bestätigen."*

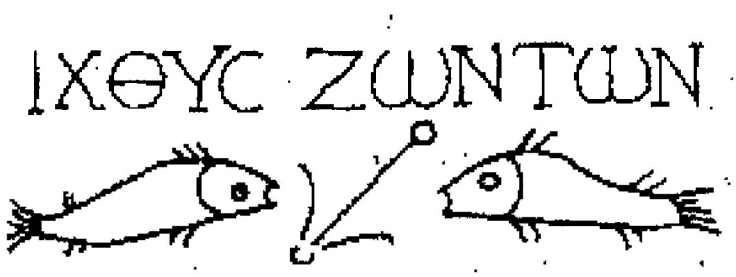
Da man von Seiten der Behörden weniger den Tod der Christen als vielmehr ihre Bekehrung zum Heidentum beabsichtigte, wandte man bei denen, die den Akt verweigerten, keine raschen Hinrichtungsarten an, sondern hoffte, durch Überredung und Einschüchterungsmittel, letztlich durch ausgesuchte Folterungen möglichst viele Christen zum Übertritt zu bewegen. So ergaben sich auch für viele Christen Gewissenskonflikte und wurden nicht wenige zum Verrat am Glauben geführt, sei es, daß sie wirklich opferten, sei es, daß sie sich durch Bestechung die Opferbescheinigungen besorgten. Doch insgesamt gelang es auch dieser Verfolgung nicht, das Christentum zu vernichten, vielmehr fanden die Standhaften in den Gemeinden besondere Hochschätzung und Verehrung. Der an einigen Orten eintretende Massenabfall war nur ein Scheinerfolg für den Staat: Viele Abgefallene wollten jedoch Christen bleiben und strebten nach Beendigung der Verfolgung in die Kirche zurück, die sie nach einer längeren Bußzeit wieder aufnahm.

Katakombe der hl. Cäcilia in Rom

Kaiser Gallienus - Zeitgenössische Münze

Die römische Staatsmacht sah sich daher - wenn auch widerstrebend - gezwungen, der immer größer werdenden Zahl der Christen, die alle Verfolgungsmaßnahmen nicht verringert hatten, sondern eher wachsen ließen, das Existenzrecht zuzugestehen. 260 erließ Kaiser Gallienus erstmals ein Toleranzedikt, durch das die Kirche als gesetzmäßige Körperschaft im römischen Reiche anerkannt wurde. Die Bischöfe wurden nun vom Staat als Repräsentanten ihrer Gemeinden respektiert und diese legitime Eigentümer ihrer Begräbnis- und Gottesdienststätten. Damit schenkte das kaiserliche Edikt den Christen eine vierzigjährige Friedenszeit, in welcher sich der Glaube im ganzen Reiche ausbreitete. So finden wir um das Jahr 300 fast unter allen Völkerschaften im weiten Reich Christen, die ungefähr ein Zwölftel der Gesamtbevölkerung betragen. Die Kirche ist gut organisiert, innerlich geeint und so stark, daß diese Gemeinschaft ein wichtiger Machtfaktor war. Im Heer gab es viele hohe christliche Offiziere, und auch in vielen anderen Berufen standen Christen an führenden Positionen, wenn auch ein erheblicher Teil der führenden Schicht dem Christentum gegenüber weiterhin reserviert blieb.

Doch eine Frage war noch ungelöst: Welche Rolle sollte der christliche Glaube in einem Staat spielen, dessen offizielle Basis in der göttlichen Verehrung des Kaisers lag - einer Verehrung, die die Christen als unvereinbar mit ihrem Glauben verweigern mußten. Damit gerieten sie immer wieder in Konflikt mit der Staatsraison.



Das Erkennungszeichen der Christen in der Verfolgungszeit: der Fisch - abgeleitet vom griechischen Wort für Fisch „ICHTHYS“ als Abkürzung von „Jesus Christus, Sohn Gottes, Erlöser“

Und es ist bezeichnend, daß nicht unter einem grausamen Tyrannen die größte Christenverfolgung im Römischen Reich begann, sondern gerade unter Kaiser Diocletianus (284-305), der - wie ein halbes Jahrhundert zuvor Decius - den Ver-

Kaiser Diocletianus - Zeitgenössische Münze (Avers und Revers)

such einer klug ersonnenen und kraftvoll durchgeführten Neuorganisation des Reiches unternahm, und der wiederum den äußeren Reformen durch eine erneuerte geistige Basis den nötigen inneren Halt geben wollte. Denn Diocletianus wußte, daß die Straffung der Regierung und die Neuordnung der Verwaltung allein noch keine Rettung des Reiches bedeuteten, sondern daß zur Reichsreform unbedingt auch die Wiedergewinnung einer gemeinsamen geistigen Basis gehörte. Diese aber konnte er sich nur als Rückkehr zu den alten römischen Gottesdiensten und vor allem zur eigentlichen Reichsreligion, dem Kaiserkult, vorstellen, zumal bei Diocletianus - anders als bei manchen seiner freigeistigen Vorgänger - das religiöse Selbstverständnis fest im Vielgötterglauben wurzelte. Da der Kaiser so eindeutig auf die alten Götter setzte, die in seiner Sicht Rom groß gemacht hatten, und eine entsprechende Restaurationspolitik betrieb, mußte es mit der christlichen Kirche zum entscheidenden Kampf kommen. Zwar duldete Diocletianus - wenn auch widerstrebend - die Christen eine ganze Zeitlang; als aber christliche Soldaten und sogar Offiziere sich weigerten, ihren Eid in der heidnischen religiösen Form zu leisten, beschloß der Kaiser, zum Angriff überzugehen. Vom Ausbruch der Verfolgung berichtet ein Zeitgenosse, der Bischof Eusebios von Kaisareia: *"Es war das neunzehnte Jahr der Regierung des Kaisers Diocletianus, als ... allenthalben kaiserliche Edikte angeschlagen wurden, die befahlen, die Kirchen dem Erdboden gleichzumachen und die heiligen Bücher*

durch Feuer zu vernichten; diejenigen, die eine Ehrenstelle bekleideten, sollten diese verlieren, und ihre Unterbeamten, wenn sie im Bekenntnis des christlichen Glaubens verharrten, der Freiheit beraubt werden. ... Nicht lange danach erschienen noch weitere Edikte, nach denen alle Vorsteher der Gemeinden aller Orte zuerst in Fesseln gelegt und dann mit allen Mitteln zum Opfern gezwungen werden sollten" (Kirchengeschichte VIII,2,4 f.).

Mit der Zerstörung der großen christlichen Kirche in Nikomedia, der kaiserlichen Sommerresidenz, durch die Prätorianergarde zu den großen römischen Festspielen, den "Terminalia", am 23. Februar 303 begann die Verfolgung, die zahllose Opfer kostete. Insgesamt litten mehr Martyrer als in allen vorangegangenen Verfolgungen zusammen. So umzingelten in Phrygien Soldaten ein ganzes Städtchen, warfen Feuer hinein und verbrannten die gesamte Einwohnerschaft, denn sie alle bekannten sich zu Christus (vgl. Eusebios, Kirchengeschichte VIII,11). kam es zu grausamen Massakern: *"All das trieb man nicht etwa einige Tage oder nur eine kurze Zeit, sondern viele Jahre hindurch. Bald wurden ihrer mehr als zehn, bald über zwanzig hingerichtet, ein andermal nicht weniger als dreißig, ja gegen sechzig und bisweilen sogar hundert Männer nebst Kindern und Frauen an einem einzigen Tage getötet, zu Martern in buntem Wechsel verurteilt"* (Eusebios, Kirchengeschichte VIII,9,3). Die Wirkung der Verfolgung erscheint verheerend: Weite Teile der Kirche waren mit einem Schlag ohne Bischöfe und fast alle Kirchenbauten zerstört. Die Zahl der Martyrer überstieg alles bisher Bekannte: In der diokletianischen Verfolgung bezeugten viele der berühmtesten Martyrer, deren Gedächtnis die Orthodoxe Kirche alljährlich begeht, ihren Glauben mit dem Leben, so der hl. Georgios der Siegträger (griech. *tropaioforos*) [Fest: 23. April], der hl. Großmartyrer Demetrios der Myronfließende (griech. *myrobletos*) [Fest: 26. Oktober], die hll. Großmartyrinnen Katharina (griech. *'Aikaterine*) von Alexandreia [Fest: 25. November] und Eirene [Fest: 5. Mai].

Die Überzeugung der Christen wird in vielen Martyrerakten dokumentiert, so z.B. in dem alten Bericht von der Verhandlung gegen die hll. Martyrerinnen Agape, Chionia und Eirene in Thessaloniki [Fest: 16. April]:
"Als man sie gefangen genommen und vor den Statthalter Dulcetius geführt hatte, ... sagte Dulcetius zu den Frauen gewandt: 'Wie könnt ihr nur so dumm sein und den wohlgemeinten Verordnungen unserer Herren, der Kaiser, den Gehorsam verweigern?' ...

Sie [Agape] antwortete: 'Ich glaube an den lebendigen Gott, und ich möchte durch keine böse Tat die Verdienste meines vergangenen Lebens verlieren.' ...

Martyrium des hl. Polykarpos von Smyrna
Ikone des 20. Jahrhunderts

Dulcetius an Eirene: 'Warum hast du dich den Befehlen des Kaisers nicht fügen wollen?'
Eirene: 'Weil ich mich fürchtete, Gott zu beleidigen!' ...
Dann wandte sich Dulcetius wieder an die Frauen: 'Was ist nun eure letzte Entschließung? Wollt ihr nicht jenen folgen, die es für ihre Pflicht halten, dem Kaiser zu gehorchen?'
Da antwortete Agape: 'Wir können uns doch nicht dem Satan hingeben. All dein Reden kann uns nimmer betören.'
Der Statthalter: 'Aber noch einmal: Wer hat euch denn erlaubt, euch von solchen Phantastereien verrückt machen zu lassen?'
Chionia: 'Die heilige Lehre, die wir bekennen, verdanken wir Gott dem Allmächtigen und seinem Sohne Jesus Christus, unserm Herrn!'
Dulcetius ... verlas den Urteilsspruch, der lautete: 'In Anbetracht der Hartnäckigkeit, mit der Agape und Chionia im Bekenntnis der Christenreligion trotz der göttlichen Verordnungen unserer Herren Kaiser verharren, verurteilen wir sie, lebendig verbrannt zu werden. ...'
Agape und Chionia erlangten die Krone des Martyriums am 3. April. Zwei Tage später wurde auch Eirene zum Feuertod verurteilt. Sie bestieg Psalmen singend und Gott lobend den Scheiterhaufen und vollendete so ihr Zeugnis" (Gamber, 133-135).

Diocletianus dankte inmitten der Verfolgungen im Jahre 305 ab, da er einsehen mußte, daß sein Reformwerk mißlungen war. Die Bedrückung der Christen aber ging fast im ganzen römischen Reich erst noch weiter, bis dann Kaiser Galerius 311 befahl, sie einzustellen. Aus seinem Toleranzedikt spricht aber keineswegs bereits ein Verständnis für die christliche Religion, sondern vielmehr die Resignation, daß alle noch so ausgesuchten Strafen und Grausamkeiten nicht ihr Ziel erreichten, und daß er durch eine Fortsetzung der Verfolgungen nicht die Kirche, sondern sein eigenes Reich zerstörte. Denn selbst diejenigen, die unter dem Druck der politischen Macht vom Christentum abfielen, kehrten deshalb noch lange nicht zum alten Glauben zurück. Nach Eusebios lautete das Edikt des Kaisers folgendermaßen: *"Unter den übrigen Dingen, die wir immer zu Nutzen und Vorteil des Staates angeordnet haben, haben wir im festen Willen, alle Verhältnisse nach den alten Gesetzen und den römischen staatlichen Grundsätzen zu ordnen, insbesondere Gewicht darauf gelegt, daß auch die Christen, die den Gottesdienst ihrer Väter verlassen hatten, sich wieder zur rechten Gesinnung bekehrten. ... Als nun deshalb ein Edikt von uns ausging, daß sie sich wieder zu den alten Einrichtungen bekehren sollten, da gerieten viele in große Gefahr. Viele gerieten in Verwirrung und kamen auf verschiedene Art ums Leben. Da wir nun eingesehen haben, daß die meisten in ihrem Unverstand beharren und weder die himmlischen Götter ehrfürchtig anbeten noch dem Christengott dienen, da meinen wir mit Rücksicht auf unsere Menschenfreundlichkeit und unsere Gewohnheit, allen Menschen immer zu verzeihen, daß wir nun auch in diesen Dingen bereitwillig Nachsicht üben wollten, so daß sie wieder Christen sein können und die Häuser, in denen sie ihre Versammlungen halten, wiederherstellen dürfen, jedoch unter der Bedingung, daß sie in keiner Weise gegen die Ordnung handeln"* (Eusebios, Kirchengeschichte VIII,17,6-9).

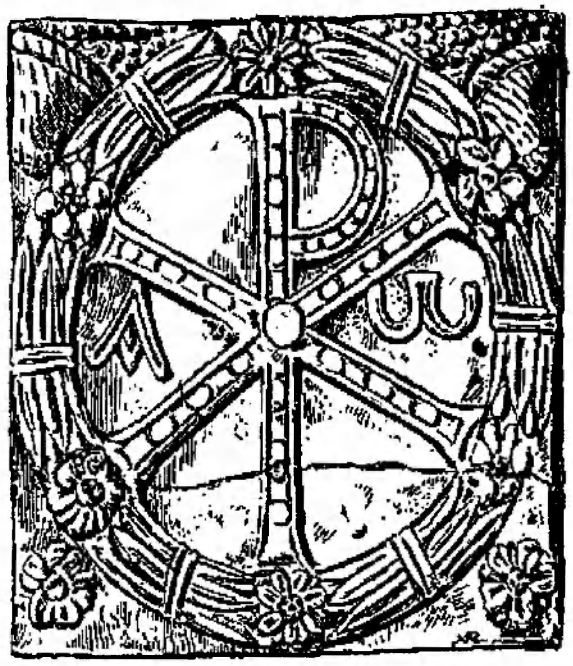
In einer römischen Katakombe

Die konstantinische Wende

Doch immer noch war nicht alle Gefahr für die christliche Kirche abgewehrt, denn nach dem Tode des Galerius begannen seine zwei Mitregenten - Maximinus im äußersten Osten und der mit ihm verbündete Maxentius, der von Rom aus Italien beherrschte - wieder mit den Verfolgungen. Sie meinten, daß die alte Religion untrennbar mit den bestehenden politischen Gewalten verbunden sei und die von den Christen deutlich gezeigte Verachtung der heidnischen Götter eine schwere Gefährdung des Staates bedeute. Der Kaiser des Nord-Westens, Konstantinos, hingegen, der von Trier aus Britannien und Gallien regierte, wandte sich gegen sie, besonders gegen Maxentius. Unter dem Einfluß seines den Christen freundlich gesinnten Vaters Konstantius Chlorus, besonders aber seiner Mutter Helena, die Christin wurde, war Konstantinos schon lange den Christen wohlgesinnt, da er in ihnen die besten Stützen des Reiches erkannte. Aber er war noch lange kein Christ, sondern favorisierte eine Zeitlang den Kult des Sonnengottes; erst seine Erlebnisse auf dem entscheidenden Feldzug gegen Maxentius bestimmten Konstantinos, sich endgültig und entschieden dem Christentum zuzuwenden. Diese Wende schildert Eusebios in seiner Lebensbeschreibung des ersten christlichen Kaisers: *"Da er den ganzen Erdkreis wie einen großen Körper betrachtete und sehen mußte, daß das Haupt der ganzen Welt, die Kaiserstadt des römischen Reiches, der Knechtschaft eines Tyrannen unterworfen war, ... bedachte er wohl, daß er einer mächtigeren Hilfe bedürfe, als sie Heere ihm zu bieten imstande wären; weil der Tyrann eifrig allen schlimmen Künsten und trughaften Zaubereien oblag, suchte er einen Gott als Helfer. ... Er rief also in seinen Gebeten diesen Gott an und flehte inständig zu ihm, er möge ihm offenbaren, wer er sei, und ihm zu dem bevorstehenden Un-*

Kaiser Konstantinos in seinen ersten Regierungsjahren
Zeitgenössische Münze

ternehmen hilfreich seine Rechte reichen. Während der Kaiser aber so betete und eifrig darum flehte, erschien ihm ein ganz unglaubliches Gotteszeichen, das man wohl nicht leicht gläubig hinnehmen würde, wenn ein anderer davon berichtete: ... Um die Stunde der Mittagszeit, da sich der Tag schon neigte, habe er mit eigenen Augen oben am Himmel über der Sonne das Siegeszeichen des Kreuzes, aus Licht gebildet, und dabei die Worte gesehen: 'Durch dieses siege!'"
(Eusebios, Leben des Konstantinos I,26-28)

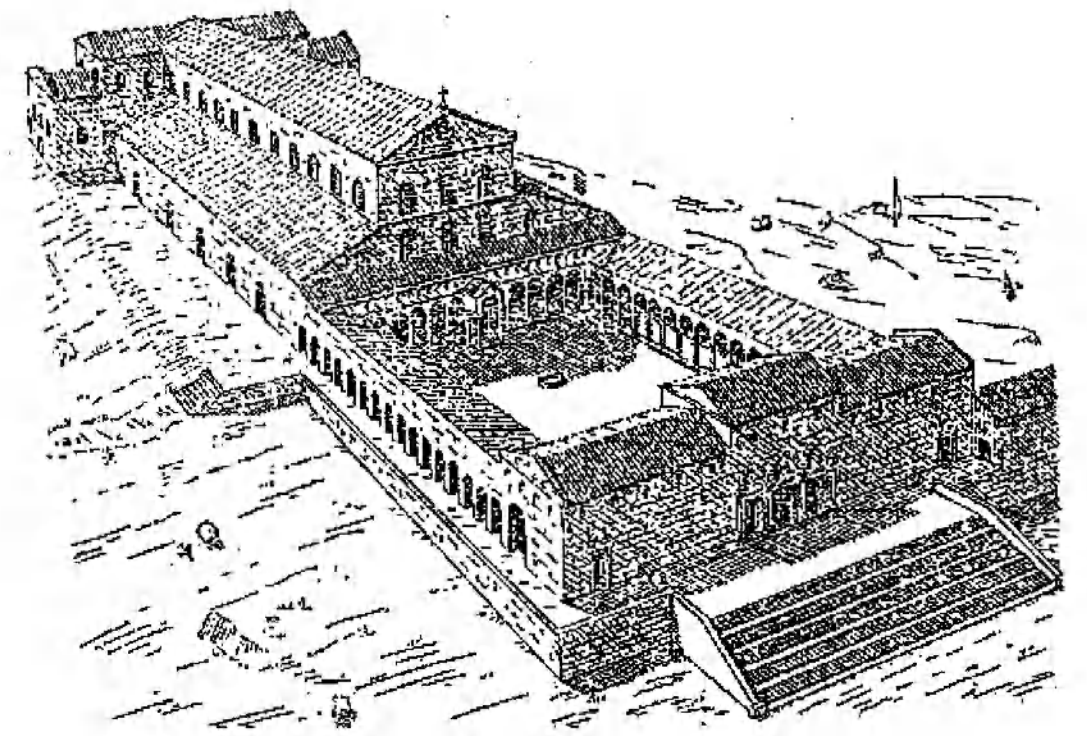


Darstellung des Christuszeichens auf einer Sarkophagplatte aus der Zeit Kaiser Konstantinos

Konstantinos läßt daraufhin auf den Feldzeichen seiner Truppen ein neues Symbol anbringen; dieses hatte *"die Gestalt des Kreuzes; am oberen Ende des Ganzen war ein kunstvoll geflochtener Kranz aus Gold und Edelsteinen befestigt, in dem das Zeichen für den Namen des Erlösers angebracht war, zwei Buchstaben, die als Anfangsbuchstaben den Namen Christi bezeichneten, indem das P* [griech. für R] *in der Mitte durch das X* [griech. für CH] *gekreuzt wurde. Eben diese Buchstaben trug der Kaiser für gewöhnlich in der Folgezeit auch auf seinem Helm"* (ebd. I,31). Damit machte Konstantinos deutlich, daß er auch zugunsten der Christen zu Felde ziehen und sein Vertrauen auf Christus setzen wollte, während Maxentius noch für die alten Götter zu streiten schien. Die Schlacht, die am 28. Oktober 312 an der Milvischen Brücke vor Rom entschieden wurde, war damit weit mehr als nur der Machtkampf zwischen zwei römischen Mitregenten: Es war der Befreiungskampf für das Christentum; während Konstantinos eine christliche Vision erlebt, bindet sich Maxentius an die Kräfte des untergehenden Heidentums. Als Konstantinos gegen alle menschliche Berechnung den dreifach überlegenen Feind schlagen konnte, siegte mit ihm das Kreuz - und Eusebios vergleicht daher Konstantinos, der die Christen zu Sieg und in das Gelobte Land der Freiheit geführt hat, mit Mose. Die christlichen Zeitgenossen des Konstantinos verstanden seinen Sieg wie das ganze Weltgeschehen

ihrer Tage als unmittelbares göttliches Einwirken auf die Geschichte, vergleichbar dem Handeln Gottes für das auserwählte Volk des Alten Bundes beim Auszug Israels aus Ägypten. Zusammen mit seinem Mitkaiser Licinius (308-324), der in der östlichen Reichshälfte regierte, erließ Konstantinos bald darauf im Jahre 313 in Mailand für das ganze Reich ein neues Edikt, das die endgültige Befreiung des Christentums im Römischen Reich bedeutet; seine wichtigsten Sätze lauten: *"In der Erkenntnis, daß die Religionsfreiheit nicht verwehrt werden dürfe, daß es vielmehr einem jeden gemäß seiner Gesinnung und seinem Willen gestattet sein soll, nach eigener Wahl sich religiös zu betätigen, ... haben wir das anzuordnen für gut befunden, was sich auf den Dienst und die Verehrung der Gottheit bezieht, nämlich, daß wir den Christen sowohl wie allen anderen Menschen freie Wahl zugestehen, derjenigen Religion zu folgen, welcher immer sie wollen, damit die Gottheit und jedes himmlische Wesen, das es gibt, uns und allen unseren Untertanen gewogen und gnädig sein möge"* (Eusebios, Kirchengeschichte X,5,3-4;9). Weiter bestimmt das Edikt, daß den Christen alle früher beschlagnahmten Versammlungsstätten, also die Kirchen, ohne Entschädigung zurückgegeben werden sollen, ob sie nun von Privatpersonen oder sogar von staatlichen Stellen in Besitz genommen worden waren. So wurde der Kirche die Möglichkeit gegeben, ein geordnetes Gemeindeleben wieder aufzubauen. Es ist nicht mehr ein Leben im Verborgenen, das die Christen führen können, sondern die Kirche soll zur Klammer, zum religiösen und ethischen Fundament des Gemeinwesens werden. Auch andere Kaiser vor Konstantinos hatten schon den Christen die Möglichkeit eingeräumt, innerhalb ihrer Kirchen ein ruhiges Leben zu führen; so lagen zwischen den Verfolgungswellen durchaus Perioden scheinbarer Ruhe, doch jeder kaiserliche Führungswechsel brachte neue Angst mit sich, denn keiner der bisherigen Kaiser hatte den christlichen Glauben als geistige Basis und Stätte des Staates gesehen. Dies tut erst Konstantinos - und darin unterscheidet er sich von allen seinen Vorgängern, auch denen, die keine Christenverfolger gewesen waren. Mit ihm beginnt der Aufbau des christlichen Römerreiches: einem Reich ohne Zukunft wies er den Weg zum Überleben; der Kirche, die in diesem Reich eine wichtige Mission erfüllen sollte, gab er dazu die Möglichkeit. Diesen Neuanfang bringt symbolhaft die Tatsache zum Ausdruck, daß Konstantinos im Jahre 330 das Städtchen Byzanz als neue Hauptstadt für das Reich einweiht und es zu einem Neuen Rom aufbaut. Diese Kaiserstadt des Konstantinos wurde nach ihm Konstantinopel (griech. *polis = Stadt*) genannt. Auch durch andere Bauten machte Konstantinos seine Überzeugung deutlich, daß er berufen sei, eine neue Ära einzuleiten.

Daher ließ er in Konstantinopel die Kirche des Friedens (griech. *eirene*) errichten, und zwar im bewußten Kontrast zu dem heidnischen Friedensaltar des Augustus im Alten Rom. Auch an etlichen Stätten der göttlichen Theophanie befahl er, repräsentative Kirchen zu erbauen, so im Hain von Mamre bei Hebron, wo einst Gott dem Abraham in der Gestalt der drei Männer erschienen war (vgl. Gen 18),



Konstantinischer Bau der Basilika des hl. Petrus in Rom

an der Stelle der Geburt des Herrn zu Bethlehem und an der seiner Auferstehung in Jerusalem.

Konstantinos war ein Mann an der Zeitenwende. Viele seiner Handlungen erscheinen uns heute als wenig christlich, so sein Wille zur Macht und seine Bereitschaft, seine Gegner, selbst Mitglieder seiner Familie ermorden zu lassen. Auch die Gesetzgebung des Kaisers ist manchmal zweispältig: einerseits ist sie durch eindeutig christliche Ideen gekennzeichnet (wie etwa das Verbot der Kreuzigungsstrafe 320 oder die Einführung des Sonntags als Ruhetag ein Jahr später), andererseits bleiben aber heidnische engeren Regelungen (wie das Verbot der Ehe zwischen Freien und Sklaven) weiterhin in Kraft.

Doch trotz aller Widersprüche, die die Person des Kaisers kennzeichnen, ist seine Bedeutung für den Weg der Kirche so groß, daß sie ihn zusammen mit seiner

Mutter Helena als "apostelgleiche (griech. *isapostoloi*)" ehrt und an ihrem Festtag, dem 21. Mai, mit den Worten preist:

Kaiser Konstantinos in seinen letzten Regierungsjahren - Zeitgenössische Münze

"Das Abbild deines Kreuzes
hat er geschaut am Himmel,
und wie Paulus hat er empfangen
die Berufung nicht von Menschen.
Dein Apostel unter den Kaisern, o Herr,
hat die Kaiserstadt deiner Hand übergeben.
Auf die Fürbitten der Gottesgebärerin
bewahre sie allezeit in Frieden,
du allein Menschenliebender."

(Apolytikion)

Kaiser Ioulianos Apostates - Zeitgenössische Münze

Doch bedeutet der Sieg des Christentums unter dem hl. Konstantinos keineswegs das Ende der Martyrer. Schon Licinius, der das Mailänder Toleranzedikt weniger aus Überzeugung als der Not gehorchend miterlassen hatte, übertrug nach dem Bruch mit Konstantinos seinen Groll auf den früheren Mitkaiser auch auf dessen Schützlinge, die Christen, und bedrückte sie, besonders seit dem Jahre 322, wieder auf vielfältige Art, indem er erneut ihre Kirchen schließen und viele Bischöfe mit rohen Grausamkeiten hinrichten ließ. Er unterlag 324, ebenso wie wenige Jahrzehnte später Kaiser Ioulianos (361-363) Apostates (griech. *der Abgefallene*), der noch einmal - erfolglos - versucht hatte, das Heidentum wiederherzustellen.

DAS RINGEN UM DIE ORTHODOXIE

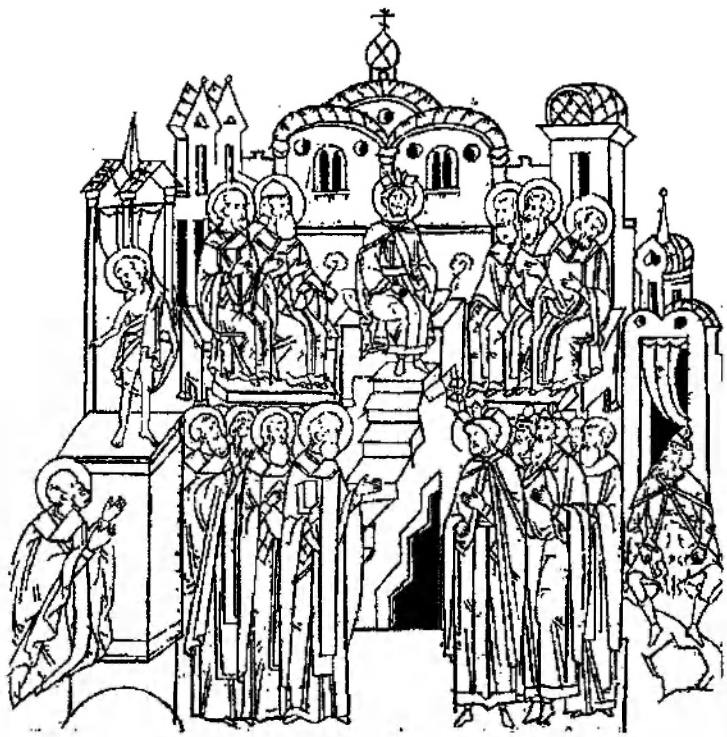
"Wer selig werden will, der muß vor allen Dingen den rechten christlichen Glauben haben. Wer denselben nicht ganz und rein hält, der wird ohne Zweifel ewiglich verloren sein. Dies aber ist der rechte christliche Glaube, daß wir einen einigen Gott in drei Personen und drei Personen in einer einigen Gottheit ehren und nicht die Personen ineinander mengen, noch das göttliche Wesen zertrennen. Eine andere Person ist der Vater, eine andere der Sohn, eine andere der Heilige Geist. Aber der Vater und der Sohn und der Heilige Geist sind ein einiger Gott, gleich in der Herrlichkeit, gleich in ewiger Majestät. Wie der Vater ist, so ist auch der Sohn, so auch der Heilige Geist. Der Vater ist nicht geschaffen, der Sohn ist nicht geschaffen, der Heilige Geist ist nicht geschaffen. Der Vater ist unermeßlich, der Sohn ist unermeßlich, der Heilige Geist ist unermeßlich. Der Vater ist ewig, der Sohn ist ewig, der Heilige Geist ist ewig. Und doch sind es nicht drei Ewige, sondern es ist ein Ewiger; gleichermaßen sind es nicht drei Allmächtige, sondern es ist ein Allmächtiger. Also ist der Vater Gott, der Sohn ist Gott und der Heilige Geist ist Gott. Und doch sind es nicht drei Götter, sondern es ist ein Gott!"

So formuliert jenes Glaubensbekenntnis, das wohl erst aus dem 5.-9. Jahrhundert stammt und das die Tradition mit dem Namen des großen Kirchenvaters, des hl. Athanasios von Alexandreia (295-373), verbunden hat, die Grundsätze des christlichen Glaubens. Es ist der Versuch einer Formulierung des rechten Glaubens als eine Antwort auf die jahrhundertelange Auseinandersetzung, das Ringen um die Orthodoxie. Denn verschiedene Sichtweisen und Akzentuierungen finden wir schon im Neuen Testament. Dieses ist ja kein Handbuch der Dogmen (griech. *Lehraussagen*) der christlichen Kirche, sondern es ist ein Zeugnis, wie die Kirche in der apostolischen Zeit den Glauben erfahren und gelebt hat. Von daher bedarf es in späterer Zeit der Interpretation, und zwar in dem Augenblick, in dem die Kirche durch verschiedene philosophische und religiöse Strömungen genötigt wird,

ihren Glauben in Abwehr der Irrlehren zu formulieren. Das geschieht im 3./4. Jahrhundert in verschiedenen theologischen Schulen mit unterschiedlichen Denkansätzen.

Die Provokation des Areios und das Erste Konzil von Nikaia

Als die Christen durch das Mailänder Toleranzedikt 313 die bürgerliche Freiheit erhielten, traten die unterschiedlichen Auffassungen offen zutage und führten zu Streitigkeiten innerhalb der Kirche. Von daher wurde es notwendig, die strittigen Fragen zu klären und zu einer umfassenderen und allgemein gültigen Darstellung des allen Christen gemeinsamen Glaubensgutes zu kommen. Die antike griechische Philosophie bot sich für die genaue Formulierung der Inhalte des Glaubens an. So kam es nun zu einer neuen, fruchtbaren Begegnung von Christentum und hellenistischem Denken.



I. Ökumenisches Konzil in Nikaia 325
Ikonenvorzeichnung aus dem Stroganov-Malerhandbuch

Doch nicht nur die Kirche war an einer Klärung der strittigen Glaubensfragen interessiert. Auch die staatliche Gewalt spielte eine große Rolle. Kaiser Konstantinos engagierte sich persönlich für das Zustandekommen der ersten allgemeinen Kirchenversammlung, denn ihm war sehr daran gelegen, daß die christliche Kirche ihre innere Einheit bewahrte bzw. dort, wo sie verloren zu sein schien, wiedererlangte. Nur eine solche in sich einige Kirche konnte als neues geistiges Fundament des Römischen Reiches dienen. Religiöse Streitfragen konnten ja zu einer Gefahr für die politische Reichseinheit werden. Deshalb war es das Ziel des Kaisers, Ordnung und Einheit zu schaffen und den Frieden zu bewahren. Dafür setzte sich Konstantinos auch mit seiner Autorität und dem ganzen staatlichen

Apparat ein und übernahm selbst den Vorsitz einer Versammlung, die in der Stadt Nikaia, unweit der neuen Kaiserresidenz Konstantinopel in Kleinasien gelegen, im Mai und Juni des Jahres 325 zusammentrat. Der Kaiser sorgte für die Organisation wie die Finanzierung dieser Versammlung, die als erste in der Geschichte der christlichen Kirche Vertreter aller Kirchen aus der ganzen bekannten Welt (griech. *oikoumene*) zusammenführte und von daher als das I. Ökumenische Konzil (= *Versammlung*, griech. *synodos*) bezeichnet wird. In vielen Urkunden wird sie nach der überlieferten Zahl ihrer Teilnehmer auch die "Synode der 318 Väter von Nikaia" genannt.

Hl. Athanasios der Große
Moderne Ikonenzeichnung von Fotis Kontoglou
nach einem alten Vorbild

Anlaß für dieses große Konzil des Römischen Reiches war der Streit um die Lehren des Areios (um 260-335). Dieser war wohl ein geborener Libyer und zu jener Zeit als Priester und Lehrer an der Katechetenschule von Alexandreia mit der Auslegung der Heiligen Schrift betraut. In seinen Vorlesungen und Predigten ging es ihm vor allem darum, die Monarchie Gottes, des *einen* Grundprinzips allen Seins, zu erklären. Dies übertrug er auf den Vater und lehrte, daß der Logos zwar das All geschaffen habe, aber selbst als der Einziggeborene vom Vater aus dem Nichts geschaffen worden sei: *"Es gab eine Zeit, da er nicht war!"* Daher sei der Sohn nicht eines Wesens mit dem Va-

ter, nicht ewig und theoretisch sogar der Sünde fähig. Allein der Vater ist nach Ansicht des Areios *"ungezeugt, allein ewig, allein anfanglos, allein wahr, allein im Besitz der Unsterblichkeit, ... allein unwandelbar und unveränderlich"* (Urk. 6,2). Der Sohn ist zwar tatsächlich auch "gut", aber nicht von seinem Wesen her, sondern durch die Einigung seines Willens mit dem Gott-Vaters.

Mit dieser Auffassung rief Areios den schärfsten Protest des Bischofs von Alexandreia, Alexandros, hervor, der wie viele andere die Lehre des Areios als "Lästerung" ansah. Vor allem trat ein junger Diakon hervor, der hl. Athanasios, der um das Jahr 318 in einem Werk mit dem Titel "Rede von der Fleischwerdung des Logos" den Glauben an die Menschwerdung des Sohnes Gottes gegenüber Juden und Heiden dargelegt hatte. Auch als er seinen Bischof auf das Konzil von Nikaia begleitete, disputierte er dort mit den Anhängern des Areios.

Athanasios hielt dem Areios entgegen, daß nur aufgrund der Menschwerdung des göttlichen Logos auch die Erlösung des Menschen möglich geworden ist, nämlich aufgrund der Vergöttlichung (griech. *theosis*) der menschlichen Natur im fleischgewordenen Logos, denn der Logos ist Mensch geworden, um die Sünde und des Satans Gewalt zu zerstören und die Gottebenbildlichkeit in uns wiederherzustellen. Die Fleischwerdung des Logos ist somit ein entscheidend wichtiges Geschehen für unser Heil, denn Erlösung bedeutet eben diese Wiederherstellung der Gottebenbildlichkeit: *"Der Logos Gottes selbst ist Mensch geworden, damit wir Gott würden, und er selbst hat sich im Leibe geoffenbart, damit wir zur Erkenntnis des unsichtbaren Vaters gelangten, und er selbst hat den Frevelmut der Menschen erduldet, damit wir Erben der Unsterblichkeit würden"* (Fleischwerdung 54). Das aber setzt voraus, daß der Logos auch wirklich der wesensgleiche Sohn Gottes ist, nicht dessen, wenn auch bevorzugtes Geschöpf. Er hat mit ihm die ganze Fülle der Gottheit, das gleiche Wesen (griech. *ousia*) gemeinsam, stammt *"aus dem Wesen des Vaters"* (Horos des Konzils). Das bedeutet, daß einmal in Jesus Christus Gottheit und menschliche Natur vereinigt sind, zum andren: *"Die heilige und selige Dreiheit ist unteilbar und in sich selbst geeint: Spricht man vom Vater, so ist auch der Logos des Vaters und der Heilige Geist da, der im Sohne ist. Nennt man den Sohn, so ist der Vater im Sohn und der Heilige Geist ist nicht außerhalb des Logos. Denn es ist eine Gnade, die vom Vater durch den Sohn im Heiligen Geist zur Vollendung gelangt, und es ist eine Gottheit und ein Gott über allem und durch alles und in allem"* (Brief des Athanasios an Serapion 1,28).

Dies war also die Frage, mit der sich das Ökumenische Konzil von Nikaia zu beschäftigen hatte. Einige der dort anwesenden Bischöfe trugen noch die Zeichen der Verfolgung an ihrem Leibe. Obwohl Areios selbst mit siebzehn Anhängern in Nikaia erschienen war und beredt seine Lehre verteidigte, verurteilte ihn schließlich nach eingehenden Debatten das Konzil und folgte den Argumenten des hl. Athanasios und seiner Mitstreiter; zusammengefaßt wurde die rechtgläubige christliche Lehre in einem Glaubensbekenntnis (griech. *symbolon*), auf das die ersten Artikel unseres heute gebräuchlichen Bekenntnisses zurückgehen:

"Ich glaube an den einen Gott,
den allmächtigen Vater,
Schöpfer des Himmels und der Erde,
alles Sichtbaren und Unsichtbaren.
Und an den einen Herrn Jesus Christus,
Gottes einziggeborenen Sohn,
der vom Vater gezeugt ist vor aller Zeit.
Licht vom Licht,
wahrer Gott vom wahren Gott,
gezeugt, nicht geschaffen,
eines Wesens mit dem Vater,
durch den alles geschaffen ist.
Für uns Menschen und zu unserem Heil
ist er vom Himmel herabgestiegen
und Fleisch geworden
vom Heiligen Geist und der Jungfrau Maria
und ist Mensch geworden.
Er wurde für uns gekreuzigt unter Pontius Pilatus,
hat gelitten und ist begraben worden,
ist am dritten Tage auferstanden nach der Schrift.
Er ist aufgefahren in den Himmel
und sitzt zur Rechten des Vaters.
Er wird wiederkommen in Herrlichkeit,
zu richten die Lebenden und die Toten;
seiner Herrschaft wird kein Ende sein.
Und an den Heiligen Geist."

Das Konzil fährt fort: *"Diejenigen, die da sagen, 'es habe eine Zeit gegeben, da er* [der Sohn Gottes] *nicht war', und 'er sei nicht gewesen, bevor er gezeugt*

wurde', und er sei aus nichts geworden oder aus einer anderen Hypostase oder Wesenheit, oder der Sohn Gottes sei wandelbar oder veränderlich, diese schließt die katholische und apostolische Kirche aus."

Die Weiterführung des arianischen Streites und das erste Konzil von Konstantinopel

Doch beendete diese Entscheidung noch keineswegs den sog. "arianischen" Streit. Auf beiden Seiten gab es Theologen, die nun in ihren Schriften für oder gegen die Lehre von Nikaia stritten. Hinzu kam, daß später sowohl Kaiser Konstantinos wie auch sein Sohn und Nachfolger Konstantios II. (337-361) in die Auseinandersetzungen eingriffen und teilweise die Mehrheitspartei der Arianer unterstützten, weil sie sich so die Wiederherstellung der Ruhe im Reich erhofften. Ein sprechendes Beispiel für das Hin und Her der Meinungen wie ihrer politischen Durchsetzung ist der weitere Lebensweg des hl. Athanasios, der 328 Bischof von Alexandreia und damit Primas von Ägypten geworden war. Als entschiedener Gegner der Arianer und Verteidiger der Lehre des Konzils von Nikaia wurde er fünf Mal in die Verbannung geschickt und verbrachte von seinen 45 Jahren im Bischofsdienst fast 18 im Exil. Und doch verließ ihn nie das Vertrauen, daß er der guten Sache diene und daß der rechte Glaube über die Irrlehre siegen werde. So verabschiedete er sich einmal von seinen Mitarbeitern mit den Worten: *"Laßt euch nicht irremachen, Söhne; es ist nur ein Wölkchen, und schnell wird es vorübergehen!"* (Rufinus, Kirchengeschichte 1,34)

Doch noch wurde der Streit mit aller Leidenschaft ausgetragen, was auch für die folgenden Diskussionen um die wichtigen Inhalte der Erlösungsbotschaft gilt. All dies zeigt, wie ernst es den Christen damals mit allen Fragen ihres Glaubens war. Nicht ohne leise Ironie schildert der hl. Basileios (um 330-379), wie eifrig das Volk Anteil an den Erörterungen des Glaubens nahm: *"Diese Stadt* [= Konstantinopel] *steckt voller Handwerker und Sklaven, von denen jeder ein tiefer Philosoph ist und in den Werkstätten wie auf der Straße predigt. Wenn du bei einem Mann ein Silberstück wechseln willst, so setzt er dir auseinander, worin sich der Vater vom Sohn unterscheidet; fragst du nach dem Preis eines Brotlaibs, ... dann bekommst du zu hören, daß der Sohn weniger sei als der Vater; und wenn du dich erkundigst, ob dein Bad bereit sei, erhältst du zur Antwort, der Sohn sei aus dem Nichts erschaffen."*

Hl. Basileios der Große
Moderne Ikonenzeichnung von Fotis Kontoglou

Die Verwirrung wuchs noch, als nur wenig später der Patriarch Makedonios von Konstantinopel (342-348 und 350-360) den Arianismus dahingehend fortbildete, daß er behauptete, der Heilige Geist sei ein Geschöpf des Sohnes und stehe seinerseits unter diesem. Daher berief Kaiser Theodosios der Große (379-395) wiederum ein Konzil, das 381 in Konstantinopel tagte und als "Konzil der 150 Väter" in die Geschichte eingegangen ist. Es verteidigte die Wesensgleichheit des Heiligen Geistes mit dem Vater und dem Sohne und ergänzte so das Glaubensbekenntnis durch die Aussagen:

"Und an den Heiligen Geist,
den Herrn, den Lebenschaffenden,
der vom Vater ausgeht,
der mit dem Vater und dem Sohn zugleich angebetet und verherrlicht wird,
der gesprochen hat durch die Propheten.
Und an die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche.
Ich bekenne die eine Taufe zur Vergebung der Sünden.
Ich erwarte die Auferstehung der Toten und
das Leben der kommenden Welt. Amen."

Herabkunft des Heiligen Geistes
Zeitgenössische Ikonenzeichnung

Damit hat die Kirche die grundlegenden Aussagen des christlichen Glaubens klar zu formulieren versucht. Die Bedeutung des Arianismus schwand bald nach dem Konzil von Konstantinopel, das später als das II. Ökumenische akzeptiert und gezählt wurde. Die Arianer spalteten sich in verschiedene, untereinander zerstrittene Gruppen und Parteien - und als Kaiser Theodosios energisch gegen sie auftrat, ging ihre Macht endgültig zurück. Nur bei den germanischen Stämmen, die jetzt im Rahmen der Völkerwanderung in die Einflußsphäre des Römischen Reiches gekommen waren und das Christentum annahmen, hielt der Arianismus sich noch eine Zeitlang.

II. Ökumenisches Konzil in Konstantinopel 381
Ikonenvorzeichnung aus dem Stroganov-Malerhandbuch

Auch die letzten Überreste des Heidentums schwanden. Kaiser Ioulianos (361-363) hatte in seiner kurzen Regierungszeit zwar noch einmal eine Renaissance des heidnischen Denkens versucht. Der begabte und militärisch erfolgreiche junge Mann unternahm alle Anstrengungen, um die Kirche zu erschüttern; er stellte die Heidentempel wieder her, opferte täglich, predigte und verfaßte Schmähschriften gegen die Christen, ja, er ging sogar soweit, erneut Kirchen und christliche Schulen zu schließen. Doch schon bald ereilte ihn auf dem Schlachtfeld in Persien der Tod, wobei er der Überlieferung nach als letzte Worte gesprochen haben soll: *"Du hast mich besiegt, Galiläer!"* Auch seine Bemühungen, die besten Werte des Heidentums zu beleben, waren erfolglos. Die Zeit der heidnischen Religion war endgültig vorbei. Daher konnte Kaiser Theodosios im Jahre 392 ganz offiziell die letzten Reste des heidnischen Kultes verbieten: *"Wenn jemand die von Menschenhänden gemachten und unter der Zeit leidenden Götterbilder durch*

Darbringen von Weihrauch verehrt, ... so soll er als ein der Religionsverletzung Schuldiger Einbuße leiden an seinem Haus oder Besitztum, wo er erwiesenermaßen in heidnischem Aberglauben [jenen] gedient hat" (Codex des Theodosios XVI,10,12).

Der nestorianische Streit und das Konzil von Ephesos

Man hätte meinen können, nunmehr ginge die christliche Kirche einer friedlichen Zukunft, frei von jeder Bedrohung und in äußerer und innerer Einheit, entgegen. Doch zeigte sich bald, daß noch keineswegs alle Glaubensfragen hinreichend geklärt waren, daß vielmehr eine ganz wichtige Frage noch offengeblieben war, nämlich die, wie man sich das Verhältnis von göttlicher und menschlicher Natur in Christus näher vorstellen sollte. Wenn die Kirche gegen Areios die volle Gottheit des Logos betonte, so folgte sie damit den Aussagen der Heiligen Schrift, die aber ebenso deutlich von der wahren Menschheit Jesu Christi spricht. Unter Zuhilfenahme der Begrifflichkeiten der griechischen Philosophie sprachen daher viele Theologen von den beiden Naturen Christi, der göttlichen und der menschlichen. Nun ist aber Christus nicht eine Zweiheit, sondern eine Einheit. Daher galt es nun, die Einheit von göttlicher und menschlicher Natur des fleischgewordenen Sohnes Gottes näher zu bestimmen, ein Streit, der das kommende, das 5. Jahrhundert, bewegte.

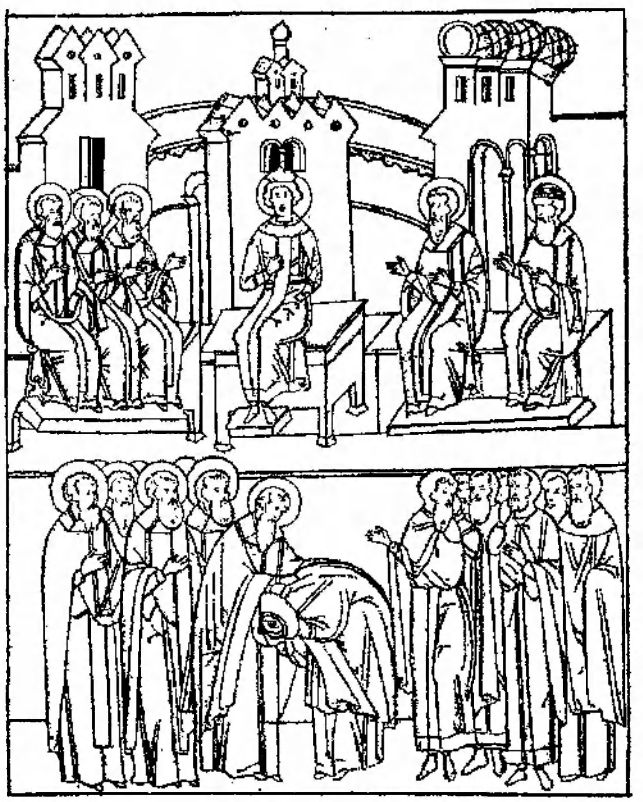
Vor allem zwei theologische Schulen standen sich dabei gegenüber, nämlich die in den Kategorien des antiken griechischen Philosophen Platon (427-347 v.Chr.) argumentierende Katechetenschule von Alexandreia und die mehr an Aristoteles (384-322) orientierte Schule von Antiocheia. Kyrillos I. (412-444) von Alexandreia ging von der Einheit aus und sprach daher von der *"einen Natur des fleischgewordenen Logos"*, da die göttliche Natur nach ihm die menschliche so durchdringe wie das Feuer die Kohle. Dies rief den Widerspruch des damaligen Patriarchen von Konstantinopel, Nestorios (428-431), hervor, der selbst aus Antiocheia stammte, wo er als Priester an der Hauptkirche der Stadt durch seine Predigtgabe, seine Askese und seinen Eifer für die Orthodoxie berühmt geworden war. Nestorios warf Kyrillos seinerseits die Verbreitung von Irrlehren vor und ging umgekehrt von der Zweiheit der Naturen aus. Gemäß den Überlieferungen der antiochenischen Theologenschule meinte er, man müsse die göttliche Natur Christi

streng von der menschlichen trennen, denn diese sei mit der menschlichen nur in einer äußerlichen Einheit verbunden. Der von Ewigkeiten an existierende, dem Vater wesensgleiche Logos wohne in dem sterblichen Menschen Christus wie in einem Tempel, könne sich aber nicht mit ihm zu einer vollständigen Einheit verbinden, da sonst die göttliche Natur unzulässig "vermenschlicht" würde. Nestorios sah in der Verehrung der allreinen Jungfrau als Gottesgebärerin einen ähnlichen *"Wahnsinn"* wie den Arianismus und eine *"Vermischung beider Naturen"*. Folglich dürfe man die Jungfrau Maria auch nicht allein Gottesgebärerin (griech. *theotokos*) nennen, sondern sie immer auch als Gebärerin des Menschen Christus (griech. *christotokos*) bezeichnen. Wer dies anders sehe, der lästere *"ganz offen Gott, den dem Vater wesensgleichen Logos, als ob er seinen Anfang erst aus der Jungfrau, der Christusgebärerin genommen hätte, mit seinem Tempel* [gemeint ist: seinem Leib] *zugleich aufgebaut und mit dem Fleische zugleich begraben worden wäre. ... Mit einem Wort: Sie ziehen die Gottheit des Einziggeborenen auf den Ursprung des mit ihm verbundenen Fleisches herab. ... Weil eine Mutter das Kind, welchem sie das Leben gab, nur wesensgleich gebären kann, so ist jenes aus der Jungfrau durch den Heiligen Geist Geborene ein Geschöpf, wenngleich die Menschheit des Herrn mit Gott verbunden ist"* (Brief des Nestorios an den Bischof von Rom).

Wieder erhob sich die Frage nach dem rechten Verständnis der Erlösung der Menschheit, wenn Gottheit und Menschheit Christi so voneinander getrennt wurden, daß die gottmenschliche Einheit in Frage gestellt war. Dies stellt Kyrillos von Alexandreia in seinem Schreiben an Nestorios heraus: *"Wenn wir bekennen, daß das Wort der Person* (griech. *hypostasis*) *nach mit dem Fleische vereint ist, beten wir einen Sohn und Herrn Jesus Christus an. Dabei stellen wir nicht den Menschen und Gott nebeneinander und scheiden beide voneinander, als wären sie nur durch eine Einheit der Würde und Hoheit miteinander verbunden. ... Denn der eine und einzige Christus ist nicht zwiespältig, obwohl er aus zwei und zwar zwei verschiedenen Wirklichkeiten besteht. Diese sind zu einer unteilbaren Einheit verbunden, wie etwa auch der Mensch aus Leib und Seele besteht und doch nicht zwiespältig, sondern einer aus beiden Teilen ist. ... Die heilige Jungfrau hat nun aber den Gott geboren, der der Person nach mit dem Fleische vereinigt ist. Deshalb behaupten wir, daß sie darum Gottesgebärerin ist"* (Dritter Brief des Kyrillos an Nestorios vom November 430).

Zur Lösung der Problematik berief Kaiser Theodosios II. (408-450) das III. Ökumenische Konzil ein, das vom 22. Juni bis zum 31. Juli, also über Pfingsten, 431

in der Marienbasilika von Ephesos zusammentrat. Warum es wiederum ein Kaiser war, der die Sorge für das Zusammentreten des Konzils trug, wird aus dem kaiserlichen Einladungsschreiben deutlich: *"Der Bestand unseres Staates ruht auf der Religion, und es herrscht hier enge Verwandtschaft und Verknüpfung. Denn die Ordnungen hängen miteinander zusammen, und jede wird durch das Gedeihen der anderen gefördert, so daß die wahre Religion durch die Gerechtigkeit, der Staat aber durch beide blüht. Da wir nun von Gott gesetzt sind zu herrschen und wir die Verbindung der Religion und des Wohles der Untertanen sind, so bewahren wir die Verknüpfung dieser Ordnungen unverbrüchlich, indem wir zwischen der Vorsehung und den Menschen vermitteln."*



III. Ökumenisches Konzil in Ephesos 431
Ikonenvorzeichnung aus dem Stroganov-Malerhandbuch

Nach teilweise sehr stürmisch und kontrovers verlaufenen, von gegenseitigen Intrigen nicht immer freien Beratungen stimmten die etwa 200 Väter des Konzils den von Kyrillos formulierten Verurteilungen (griech. *anathemata*) zu: *"Wer nicht bekennt, daß der Emmanuel in Wahrheit Gott und die heilige Jungfrau deshalb Gottesgebärerin ist, weil sie den fleischgewordenen, aus Gott stammenden Logos dem Fleisch nach geboren hat, ... wer nach erfolgter Vereinigung in dem einen Christus die Hypostasen auseinanderreißt, indem er sie nur durch eine rein äußere Verbindung der Würde nach verbunden sein läßt - das heißt durch ihre Hoheit und Macht - und nicht vielmehr durch eine Vereinigung im Sinne einer physischen Einswerdung* (griech. *kat' henosin physiken*), *... wer zu behaupten wagt, Christus sei ein Mensch, der Gott in sich trage, und nicht vielmehr bekennt, daß er in Wahrheit Gott ist als einziger und natürlicher Sohn, insofern der Logos Fleisch geworden ist und in der gleichen Weise wie wir an Fleisch und Blut Anteil gehabt hat, der sei ausgeschlossen"* (Verurteilungen 1, 3 und 5). Damit war die Lehre des Nestorios verurteilt und er

selbst nach Oasis in Ägypten verbannt worden, wo er nach zahlreichen Quälereien durch seine Gegner um 440 den Tod fand. Seine Anhängerschaft schrumpfte zusammen, und nur außerhalb der Grenzen des Römischen Reiches, nämlich bei den im persischen Sassaniden-Staat lebenden östlichen Syrern des Katholikates von Seleukia-Ktesiphon hielt sich der Nestorianismus, konnte sich allerdings in den folgenden Jahrhunderten bis nach Indien, Innerasien und China ausbreiten. So gab es im 10. Jahrhundert in China zwei Millionen nestorianische Christen. Erst der Mongolenangriff unter Khan Timur (+ 1405) vernichtete die nestorianische Kirche bis auf kleine Reste.

Der Monophysitismus und das Konzil von Chalkedon

Doch auch im Römischen Reich war die Frage nach der Einheit der Naturen Christi noch nicht endgültig gelöst, denn nunmehr übersteigerten die in Ephesos siegreichen alexandrinischen Theologen ihre Lehre, wobei der damals schon siebzigjährige Archimandrit Eutyches (ca. 370-450) aus Konstantinopel, ein Anhänger der Lehren des Kyrillos und der ägyptischen Mönche, eine besondere Bedeutung gewann. Er ging soweit zu behaupten, daß nach der Vereinigung der beiden Naturen die menschliche Natur Christi von der göttlichen so aufgesogen worden sei wie ein Tropfen Milch vom Ozean, also letztlich mit ihr zu einer Natur geworden sei. Diese Lehre, welche die göttliche Natur Christi so stark betonte, daß die wahre Menschheit preisgegeben schien, nannte man Monophysitismus, d.h. die Lehre von der einzigen, nämlich der göttlichen Natur (griech. *monos* = *einzig*, *physis* = *Natur*). Der Streit wurde durch die alte Rivalität zwischen den Patriarchensitzen von Alexandreia und Konstantinopel noch verschärft: Die ägyptischen Theologen stellten sich hinter Eutyches, während Patriarch Flabianos (446-449) von Konstantinopel ihn verurteilte und absetzte. Auf Anordnung des Kaisers und nur unter militärischem Druck trat aber eine erneute Versammlung in Ephesos 449 unter dem Vorsitz des alexandrinischen Patriarchen Dioskoros (444-451) zusammen und sprach sich für Eutyches aus. Patriarch Flabianos wurde durch Faustschläge und Fußtritte so mißhandelt, daß er bald darauf in der Verbannung starb. Wegen ihres Vorgehens, das dem Gedanken der Synodalität widersprach und zu Gewalttätigkeiten führte, ging diese Versammlung als "Räubersynode" in die Geschichte ein.

IV. Ökumenisches Konzil von Chalkedon 451
Ikonenvorzeichnung aus dem Stroganov-Malerhandbuch

Schließlich beriefen Kaiser Markianos (450-457) und seine Gemahlin Pulcheria im Jahre 451 in Chalkedon ein erneutes Konzil ein. Der Überlieferung nach nahmen 630 Bischöfe an diesem Ökumenischen Konzil teil, welches die Stimme der Gesamtkirche zum Ausdruck brachte. Dabei bediente es sich des Begriffes "Person" als Ausdruck fürdie ietzte Einheit eines Wesens - im Unterschied zur Natur - und formulierte in seinem am 25. Oktober 451 in Gegenwart des Kaiserpaares verkündeten Bekenntnis: *"... Er* [Christus] *ist vollkommen der Gottheit und vollkommen der Menschheit nach, wahrer Gott und wahrer Mensch, bestehend aus einer vernünftigen Seele und dem Leibe. Er ist wesensgleich dem Vater der Gottheit nach, er ist wesensgleich auch uns seiner Menschheit nach, 'er ist uns in allem ähnlich geworden, ausgenommen die Sünde'* [Hebr 4,15]. *... Wir bekennen einen und denselben Christus, den Sohn, den Herrn, den Einziggeborenen, der in zwei Naturen unvermischt, unverwandelt, ungetrennt und ungesondert besteht. Nirgends wird der Unterschied der Naturen wegen der Einigung aufgehoben; es wird vielmehr die Eigentümlichkeit einer jeden Natur bewahrt, indem beide in einer Person und einer Hypostase zusammenkommen. Wir bekennen nicht einen in zwei Personen getrennten und zerrissenen, sondern einen und denselben einziggeborenen Sohn, den göttlichen Logos, den Herrn Jesus Christus. ..."*

Diesen Glauben bekennt die Orthodoxe Kirche bis heute:

"Wer wird dich nicht seligpreisen, allheilige Jungfrau,
wer nicht besingen dein jungfräuliches Gebären?
Denn der zeitlos aus dem Vater hervorgestrahlt, der einziggezeugte Sohn,
er selbst ging aus dir, der Reinen, hervor,
menschgeworden auf unsagbare Weise,
von Natur aus Gott
und der Natur nach Mensch geworden unsertwillen,
nicht getrennt in eine Zweiheit der Personen,
sondern als unvermischt in der Zweiheit der Naturen erkannt.
Ihn bitte, ehrwürdige Allseligste,
daß unsere Seelen Erbarmen finden."

(Theotokion Dogmatikon zum 6. Ton)

Gottesmutter Hodegetria

Das Konzil ging auch auf die Entwicklung der Kirchenstruktur ein und sanktionierte diese vor allem in seinem 28. Kanon: *"Indem wir in jeder Weise den Bestimmungen der heiligen Väter folgen und den soeben verlesenen Kanon der 150 gottgeliebtesten Bischöfe* [gemeint ist das II. Ökumenische Konzil von Konstantinopel 381] *... kennen, bestimmen und setzen wir auch dasselbe fest im Hinblick auf den Vorrang* (griech. *presbeia*) *der heiligen Kirche von Konstantinopel, dem Neuen Rom. Denn auch dem Stuhl des Alten Rom haben die Väter mit Rücksicht auf seine Stellung als Hauptstadt den Vorrang zugesprochen. Von gleichem Gesichtspunkt aus haben die 150 gottgeliebten Bischöfe den gleichen Vorrang dem heiligen Stuhle des Neuen Rom zugesprochen in der richtigen Erwägung, daß die Stadt, die durch Kaisertum und Senat ausgezeichnet ist*

und denselben Vorrang besitzt wie die ältere Herrscherstadt Rom, auch nach der kirchlichen Seite hin hervorragen und die zweite nächst jener sein müsse."

Wegen der besonderen Bedeutung der Stadt in der Geschichte des Christentums wird Jerusalem als *"die Mutter aller Kirchen"* auf dem Konzil von Chalkedon zum fünften Patriarchat erhoben.

Gescheiterte Einigungsversuche

Doch ebensowenig wie der Bischof von Alt-Rom die Bestimmung des 28. Kanons dieses Ökumenischen Konzils anerkennen wollte, waren die Anhänger des Eutyches dazu auf dem Feld der Glaubenslehre bereit. So war trotz der klaren Lehraussagen des Konzils von Chalkedon der sogenannte "christologische" Streit, d.h. die Auseinandersetzung um das Verhältnis der beiden Naturen in der einen Person Christi, noch lange nicht beendet. Die Verteidiger der als monophysitischer Irrtum verurteilten Theologie gaben sich keineswegs geschlagen, denn in Ägypten, Syrien, Äthiopien und auch in Armenien, sogar in Georgien und besonders unter den Mönchen hatten sie viele Anhänger, zumal auch weiterhin nationale, kulturelle und politische Gegensätze eine wichtige Rolle spielten. Mit allen Mitteln, politischen wie religiösen, versuchten sie, ihre Auffassung doch noch durchzusetzen. Die oströmischen Kaiser, die gerade in schweren politischen und militärischen Auseinandersetzungen mit den Feinden des Reiches um den inneren Frieden besorgt sein mußten, unterstützten das Bemühen vieler Theologen um Kompromißformeln, die auch für die Gegner der Formulierungen von Chalkedon hätten annehmbar erscheinen können. So versuchten schon 482 Kaiser Zenon (474-475 u. 476-491) und Patriarch Akakios (472-488) von Konstantinopel durch das "Henotikon" (griech. *Einigungsformel*) zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln. Dies hatte keinen Erfolg, im Gegenteil: Es kam zu der ersten großen Spaltung zwischen der Ost- und der Westkirche, die fünfzig Jahre dauerte.

Ebenso erfolglos war wenig später der Versuch, den Gegnern des Konzils von Chalkedon dadurch entgegenzukommen, daß durch kaiserliches Edikt einige bedeutende Theologen der antiochenischen Schule wie Theodoros von Mopsuestia (um 352-392), Theodoretos von Kyrros (1. Hälfte des 5. Jahrhunderts) und Ibas von Edessa (+ 457), die dem Nestorianismus zugeneigt gewesen waren, nebst ihren Schriften verurteilt wurden - eine Verurteilung, die auch das V. Ökumeni-

sche Konzil, das von Kaiser Ioustinianos (527-565) im Jahre 553 wiederum in Konstantinopel abgehalten wurde, bestätigte.

Kaiser Herakleios
Zeitgenössische Kolossalstatue

Einen neuen Versuch unternahm Kaiser Herakleios I. (610-641) und zwar durch die sogenannte "Ektesis" (griech. *Darstellung*), eine Einigungsformel, nach der Christus zwar zwei Naturen, aber nur eine gottmenschliche Wirkungsweise (griech. *monergetismos*) und nur einen gottmenschlichen Willen (griech. *monotheletismos*) gehabt habe. Diesem Kompromiß stimmten auch Patriarch Sergios von Konstantinopel (610-638) und Papst Honorius (625-638) zu, obwohl so erneut die Einheit der beiden Naturen in der einen Person Christi gefährdet wurde.

Ein weiterer Einigungsversuch war jener des "Typos", eines kaiserlichen Ediktes, mit dem der Streit beendet werden sollte. Dieser "Typos" verbot 649 die gesamte Diskussion über dieses Thema, da er sie als fruchtlos erachtete. Doch selbst dies brachte nicht die erhoffte Beruhigung. Eine tiefe Durchdringung der Frage findet sich beim hl. Maximos dem Bekenner (griech. *homologetes,* um 580-662), der auch die Verurteilung des Monotheletismus erreichte. Allerdings war dieser

Streit erst beendet, als das VI. Ökumenische Konzil, das Kaiser Konstantinos IV. Pogonatos (668-685) 680/81 erneut in Konstantinopel zusammengerufen hatte, Sergios und Honorius als Urheber und Begünstiger des Monotheletismus verurteilte. Es erklärte am 16. September 681: *"Wir verkünden, daß gemäß der Lehre der heiligen Väter zwei natürliche Willen und zwei natürliche Wirkweisen ungetrennt, unverändert, ungeteilt und unvermischt in ihm* [Christus] *sind. Diese beiden natürlichen Willen sind einander nicht entgegengesetzt."*

VI. Ökumenisches Konzil in Konstantinopel 681 Ikonenvorzeichnung aus dem Stroganov-Malerhandbuch

Trotz aller Bemühungen zur Überwindung der christologischen Streitigkeiten zwischen den "Chalkedonensern", also denen, die die Formulierungen des Konzils von Chalkedon annahmen, und den Gegnern blieb eine große Spaltung bestehen. Die späteren Kirchen der orientalischen Christen, also der Kopten, Äthiopier, Syrer und Armenier, wurden in diese Spaltung hineingezogen.

Der Bilderstreit und das Zweite Konzil von Nikaia

Der theologische Streit um die beiden Naturen in Christus flackerte in anderer Form erneut auf, als im 8. und 9. Jahrhundert das Thema der Ikonenverehrung zum Streitpunkt wurde. Dabei ging es nicht um die Berechtigung einer bestimmten Frömmigkeitsform, wie dies vordergründig erscheinen mag, sondern um die Frage, ob man der Lehre der Kirche, wie sie die Ökumenischen Konzilien von Chalkedon und Konstantinopel ausformuliert hatten, gerecht werden könne, wenn eine Darstellung Christi doch nicht dessen göttliche Natur zeige, sondern nur die menschliche. Denn die göttliche Wesenheit sei doch bildlich nicht zu erfassen, und somit erschien den Bilderfeinden eine Verehrung der Ikonen als ein Rückfall in den verurteilten Nestorianismus, ja als Götzendienst. Deshalb fand in Hiereia, einem Palast am kleinasiatischen Ufer des Bosporos, 754 eine Synode von 338 Bischöfen auf Einladung des Kaisers Konstantinos V. (741-775) statt, die ein Verdammungsurteil über die Ikonen sprach. Doch

spiegelte diese Entscheidung nicht den tatsächlichen Glauben der Kirche wider, für den vor allem das Mönchtum eintrat. So stellte schließlich das VII. Ökumenische Konzil, zu dem sich die Bischöfe im Jahre 787 wieder in Nikaia versammelt hatten, die Ungültigkeit der Beschlüsse von Hiereia fest und begründete die Verehrung (griech. *proskynesis*) der Ikonen theologisch: Weil in der Menschwerdung Christi die göttliche und die irdische Welt geeint sind, kann sich auch in der Materie das göttliche Urbild abbilden. Die Verehrung der Ikone ist somit immer auch ein Bekenntnis zur wahren Fleischwerdung des Logos, wie dies schon der hl. Johannes von Damaskos (+ um 750), ein syrischer Mönch, in seiner berühmten ersten Verteidigungsrede für die Ikonen den Bilderfeinden entgegengehalten hat: *"Du verehrst keine Ikone, also verehrst du auch nicht Gottes Sohn, der das lebendige Bild des unsichtbaren Gottes und sein unwandelbares Zeichen ist"* (Kap. 21)

Das Konzil von Konstantinopel 1351
Miniatur in einer zeitgenössischen Handschrift

Neue Glaubensfragen und weitere bedeutende Konzilien

Mit diesem siebten Ökumenischen Konzil waren die christologischen Auseinandersetzungen im wesentlichen zu einem Abschluß gekommen, doch hatte die Kirche immer wieder in ihrer Geschichte um den rechten Glauben zu kämpfen und ihn gemeinsam zu bekennen. Dies tat sie stets in besonders feierlicher und authentischer Weise auf den Konzilien und Lokalsynoden, die als Stimme des gelebten Glaubens der ganzen Kirche gelten können. Neben der biblischen Grundlegung galten als Orientierungspunkte die Väter und die Konzilien der Kirche, die häufig zitiert wurden.

Hl. Gregorios Palamas - Moderne russische Ikonenzeichnung

Neue Glaubensfragen tauchten im Laufe der Kirchengeschichte immer wieder auf und wurden in der Regel - wie im ersten Jahrtausend, so auch später - auf großen Konzilien behandelt, von denen hier nur besonders wichtige Beispiele genannt werden sollen: So entschieden zwei Konzilien in Konstantinopel in den Jahren 1314 und 1351, daß die Lehren des Mönches vom Heiligen Berge Athos und späteren Metropoliten von Thessalonike Gregorios Palamas (1296/97-1359), um die ein heftiger Streit entbrannt war, dem orthodoxen Glauben entsprechen. Die Lehre des hl. Gregorios, die auch als Hesychasmus (griech. *hesychia* = *innere Ruhe*) bezeichnet wird, fußt auf der Tradition der Väter und hebt die mystische Inspiration der Theologie hervor. Dabei unterscheidet Gregorios das unzugängliche und unerkennbare Wesen Gottes von den zwar ebenfalls ungeschaffenen, aber dem Menschen dank Gottes Offenbarung und Gnade sichtbaren Energien, dem Licht, das beispielsweise bei der Umgestaltung (griech. *metamorphosis*) Christi auf dem Berge Tabor von den Jüngern geschaut wurde (vgl. Lk 9,28-36). In der Kontemplation ist es dem Menschen möglich, so lehrt Gregorios, dieses unerschaffene Gnadenlicht Gottes (griech. *energeia*) zu schauen; der Mensch kann so mit Gott direkt in Verbindung treten, wie es ihm durch die Menschwerdung des Logos eröffnet worden ist: *"Da der Sohn Gottes - welch unvergleichliche Liebe! - nicht nur seine göttliche Hypostase unserer Natur vereint hat und nicht nur auf Erden erschienen ist und mit den Menschen zusammengelebt hat, indem er einen beseelten Körper und eine mit Intelligenz ausgestattete Seele annahm, sondern er hat sogar - welch alles übersteigendes Wunder! - sich mit den menschlichen Hypostasen selbst verbunden, indem er sich selbst mit einem jeden der Gläubigen durch den Empfang seines heiligen Leibes verbindet, indem er ein einziger Leib mit uns wird* [Eph 3,6] *und aus uns einen Tempel für die ganze Gottheit macht - denn in dem Leibe Christi wohnt ja körperlich die ganze Fülle der Gottheit* [Kol 2,9], *wie sollte er nicht die Seelen jener erleuchten, die würdig teilhaben am göttlichen Strahlen seines Leibes, das in uns ist, indem er ihre Seele erleuchtet, so wie er die Leiber der Jünger auf dem Tabor erleuchtet hat? Denn jener Leib, die Quelle des Lichtes und der Gnade, war damals noch nicht mit unseren Körpern verbunden; er erleuchtete von außen die, welche sich ihm würdig nahten, und sandte die Erleuchtung in die Seele durch die Vermittlung der sinnenhaften Augen; jetzt aber, da er mit uns verbunden ist und in uns wohnt, erleuchtet er selbstverständlich die Seele von innen!"* (Triaden I,3,38). Diese Erleuchtung des Menschen aber läßt ihn Gott immer näher kommen, läßt das göttliche Urbild in ihm wieder deutlich werden, führt ihn weiter auf dem Weg der Vergöttlichung: *"Die geistliche Freude, die vom Geist in den Leib kommt, ohne verdorben zu werden durch die Verbindung mit dem Leib, sie formt den Leib*

um und macht ihn geistlich, sie weist die bösen Begierden des Fleisches zurück und zieht die Seele nicht nach unten, sondern erhebt sie mit sich, so daß der ganze Mensch Geist wird, wie ja geschrieben steht: 'Wer vom Geist geboren wird, ist Geist!' [Jo 3,6.8]" (Triaden II,2,9).

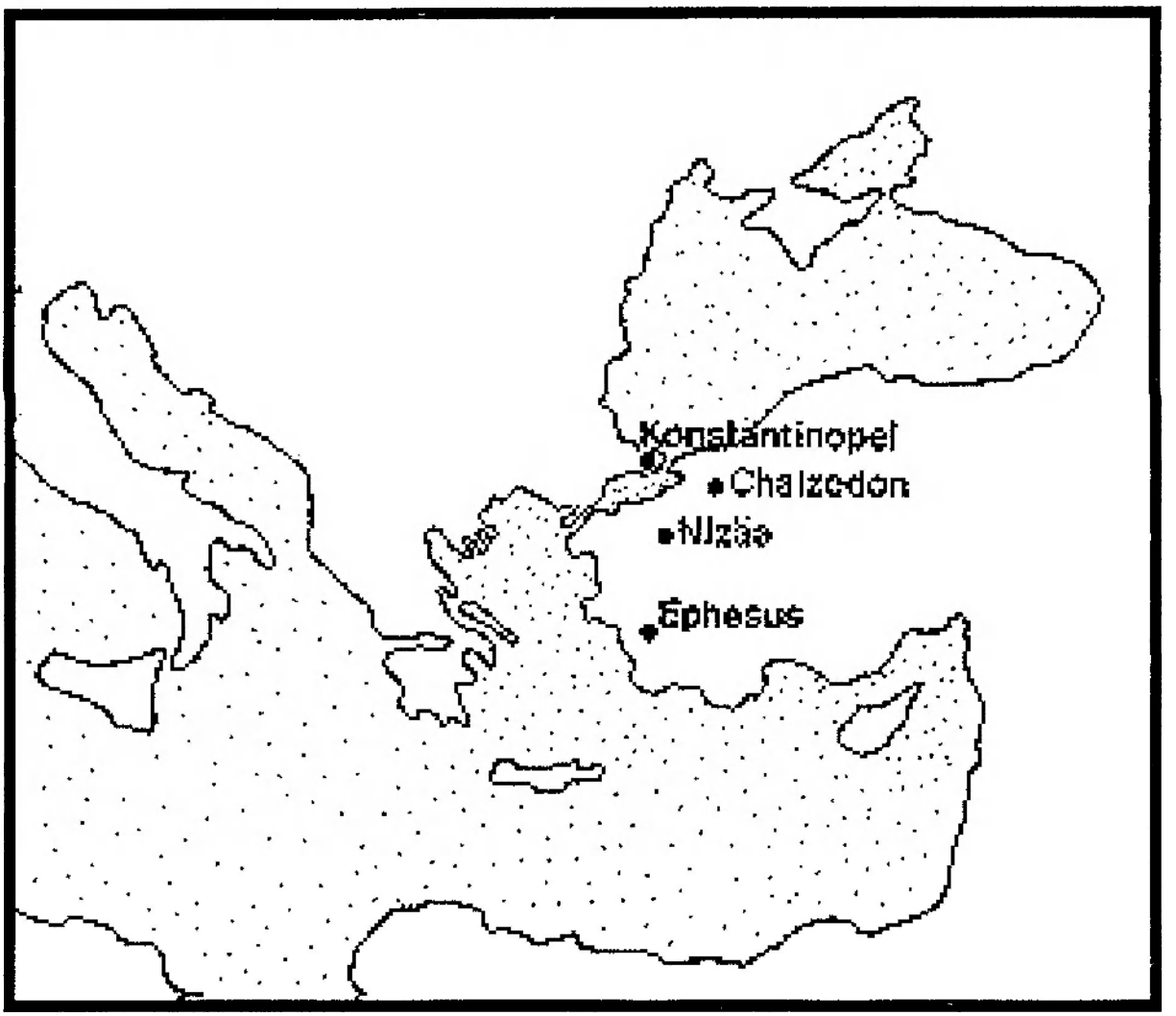
Eine andere theologische Auseinandersetzung, welcher sich die Orthodoxe Kirche stellen mußte, ging im 16./17. Jahrhundert vom abendländischen Protestantismus aus. Die Orthodoxe Kirche wurde nun mit zwei unterschiedlichen Versionen der abendländischen Theologie konfrontiert. Zuerst schien das Auftreten der Reformation in West- und Mitteleuropa neue Perspektiven in den ost-westlichen Beziehungen der Kirchen zu eröffnen und erweckte wegen ihrer Zurückweisung der päpstlichen Herrschaftsansprüche großes Interesse in der Orthodoxen Kirche. So schickte schon der Ökumenische Patriarch Ioasaph II. (1556-1565) seinen Diakon Demetrios nach Wittenberg, der 1559 mit einem freundlichen Brief des gelehrten und humanistisch gebildeten Reformators Philipp Melanchthon (1497-1560) nach Konstantinopel zurückkehrte. Bald aber zeigte sich - etwa in dem Briefwechsel zwischen dem Ökumenischen Patriarchen Ieremias II. (1572-79; 1580-84; 1587-1595) und den protestantischen Theologen in Tübingen - wie groß doch auch die Unterschiede zwischen der Orthodoxie und der Reformation waren. Eine dramatische Wendung nahmen die Beziehungen, als Kyrillos Loukaris, einer der gelehrtesten orthodoxen Theologen seiner Zeit, auf den Patriarchenthron von Konstantinopel kam (1620-23, 1623-33, 1633-34, 1634-35, 1637-38). Seine westliche Bildung und die Beschäftigung mit der reformatorischen Theologie führten ihn bei der Bekämpfung des römisch-katholischen Eindringens im Osten in eine deutliche Nähe zum Calvinismus, nicht nur in politischer, sondern auch in theologischer Hinsicht. Mehrfach mußte er den Patriarchenthron räumen, bis er schließlich durch die gemeinsamen Intrigen der Jesuiten, der Gesandten der katholischen Mächte und der Gegner im eigenen Lager beim türkischen Sultan endgültig in Ungnade fiel und sogar hingerichtet wurde. Seine "Confessio" (lat. *[Glaubens-] Bekenntnis*), die 1629 in Genf in lateinischer Sprache erschien und von den reformatorischen Theologen als offizielle orthodoxe Zustimmung zu ihrer Lehre interpretiert und verbreitet wurde, stiftete so viel Unruhe, daß sie nacheinander von sechs orthodoxen Synoden verurteilt wurde. Das Konzil von 1638 in Konstantinopel unter Beteiligung der Patriarchen von Konstantinopel, Alexandreia und Jerusalem wirft Kyrillos Loukaris vor, daß er *"nicht allein Meinungen verbreitete, die der Glaubensauffassung fremd sind, sondern daß er Menschen von verdrehtem Geist und eingeschränktem Verstand schurkisch vorspiegelte, er*

bekenne die rechte Lehre, die von alters her makellos von der Östlichen Kirche gehalten wird (Karmiris, 652)."

Als Gegengewicht zur "Confessio" des Loukaris verfaßte u.a. der Jerusalemer Patriarch Dositheos II. (1669-1707) ebenfalls eine Bekenntnisschrift, die auf dem Boden der orthodoxen kirchlichen Tradition stand und 1672 durch ein Konzil in Jerusalem feierlich bestätigt wurde.

All diese Beispiele - wie noch manche andere - zeigen, daß die Kirche immer wieder um die Orthodoxie ringen mußte. Das bezeugt, daß die Orthodoxie keine erstarrte Lehre ist, die man in einigen Formeln genau definieren kann, um sie dann nur noch einfach immer zu wiederholen, sondern daß es sich um eine gelebte Wirklichkeit handelt, die lebendig ist. Als etwas Lebendiges ist es auch stets der Gefahr ausgesetzt, von einzelnen Menschen verletzt zu werden. Nur die Gesamtheit der Kirche kann sich darauf verlassen, daß die Pforten der Hölle den Felsen des rechten Glaubens nicht überwinden werden, wie es der Herr seinen Jüngern verheißen hat (vgl. Mt 16,18 f.).

Die Tagungsorte der Ökumenischen Konzilien



Tagungsort	Jahr	Anzahl der Väter (nach der Tradiition)	Berufender Kaiser	Gegen die Häresie des / der
Nikaia	325	318	Konstantinos	Areios
Konstantinopel	381	150	Theodosios I.	Makedonios
Ephesos	431	200	Theodosios II.	Nestorios
Chalkedon	451	650	Markianos und Pulcheria	Eutyches u. die Monophsyiten
Konstantinopel	553	165	Ioustinianos	Theodoros von Mopsuestia u.a.
Konstantinopel	680/81	289	Konstantinos	Monotheleten
Nikaia	787	350	Eirene und Konstantinos	Ikonoklasten

„und Muhammad ist sein Prophet ..."

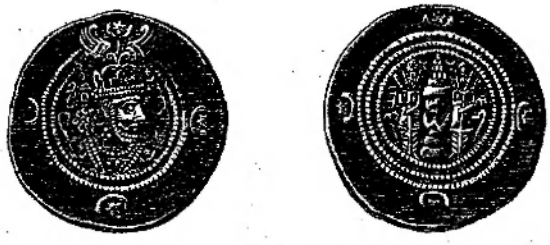
Die Herausforderung des Islam

"In diesem Jahr [742] übernahm Valid, der Sohn des Isam, die Herrschaft über die Araber. ... Valid ließ dem Petros, dem hochheiligen Metropoliten von Damaskos, die Zunge abschneiden. ... Sein Namensvetter Petros von Maiouma, der ihm nacheiferte, nahm um dieselbe Zeit freiwillig das Martyrium für Christus auf sich. Er berief nämlich, krank darnieder liegend, die Vornehmsten der Araber zu sich. ... Er sprach zu ihnen: 'Den Lohn dafür, meine Freunde, daß ihr mich besuchtet, möget ihr von Gott erhalten, auch wenn ihr ungläubig seid. Ich will, daß ihr Zeugen meines Testamentes seid, das da lautet: Jeder, der nicht an den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist, die gleichwesentliche, in ihrer Einheit lebenspendende Dreieinigkeit glaubt, ist seiner Seele nach tot und verdient die ewige Verdammnis. So steht es auch mit eurem Lügenpropheten Muhammad, einem Vorläufer des Antichristen. Wenn ihr mir, der ich heute vor Himmel und Erde als Martyrer Zeugnis ablege, gehorcht, so wendet euch - ich meine es ja gut mit euch! - von seinen Fabeleien ab, damit ihr nicht so wie er bestraft werdet!' Als sie ihn diese und noch sehr viele andere Gotteslehren verkünden hörten, glaubten sie, von Staunen erfaßt, ihn mit Langmut ertragen zu müssen, da sie der Meinung waren, er rede infolge seiner Erkrankung irre. Als er aber die Krankheit überstanden hatte, begann er noch lauter zu rufen: 'Verdammt seien Muhammad und seine Fabeleien und alle, die daran glauben!' Da wurde er durch den Tod mit dem Schwerte zum Martyrer."

So schildert der hl. Theophanes der Bekenner [griech. *omologetes*] (ca. 760-818) in seiner "Zeitbeschreibung [griech. *chronografia*]" unter dem Jahr 742 den Martyrertod der beiden Petroi in Damaskos. Denn inzwischen war eine neue Bewegung entstanden, mit der die christliche Kirche seit dem 7. Jahrhundert bis in unsere Zeit vielfach existentiell auseinandersetzen mußte. Dabei handelt es sich um eine neue Religion, die am Rande des antiken Kulturraumes, außerhalb der Grenzen des Römischen Reiches entstand, aber sehr bald weite Gebiete, die zuvor zum Reich gehört hatten, eroberte und sogar die östliche Hauptstadt, das Neue Rom, Konstantinopel, bedrohte. In zwei gewaltigen Anstürmen aus den weiten Wüsten der arabischen Halbinsel, die bis dahin geschichtlich weitgehend einen Vakuumraum dargestellt hatte, gingen dem Christentum in wenigen Jahrzehnten seine blühendsten Stammlande im syrisch-palästinensischen Raum, in Ägypten und Nordafrika verloren. Damit begann ein jahrhundertelang währender und bis heute nicht beendeter Weg des Miteinander und der Konfrontation zwischen zwei großen Religionen.

Der vorislamische Orient

Wie sah die Welt vor dem Aufkommen der neuen Religion, die sich als "Islam [arab. *Hingabe an Gott*]" bezeichnet, aus? Nachdem in Konstantinopel nach Kaiser Ioustinianos (527-565) eine Periode des Niedergangs gefolgt war und das Oströmische Reich im Westen, Norden und Osten Gebietsverluste erleiden mußte, war es das besondere Verdienst von Kaiser Herakleios (610-640), im Feldzug gegen die Perser, welche zwischen 613 und 619 weite Teil des christlichen Orients erobert hatten, dem Reich diese zuvor verlorenen Provinzen zurückerobern zu können. Bei den Ruinen von Ninive wurden die Perser vernichtend geschlagen, und das von ihnen 614 aus Palästina mitgenommene Heilige Kreuz wurde von den kaiserlichen Truppen aus Ktesiphon mitgebracht und 629 am Fest der Kreuzerhöhung am 14. September in Jerusalem feierlich wiederaufgerichtet.



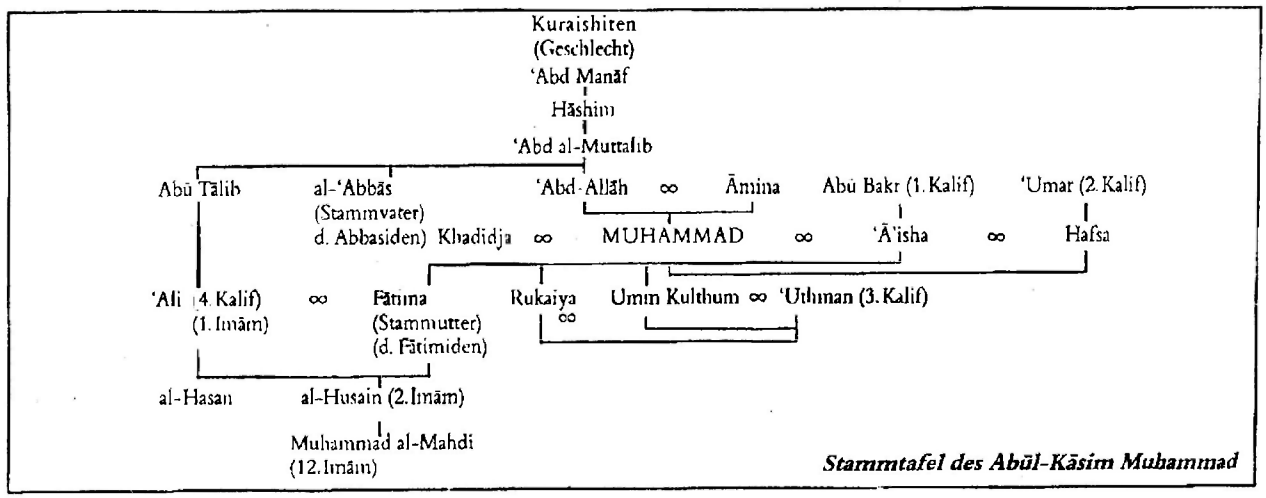
Der Perserkönig Chosrau II.
Zeitgenössische persische Münze

Während dieser Zeit war Arabien bisher kaum in das Licht der Geschichte getreten. Allerdings hatten die Römer schon im ersten vorchristlichen Jahrhundert mit der Eroberung des Hafens von Aden den Anfang der legendären Weihrauchstraße unter ihre Kontrolle gebracht und damit auch den Handelsweg nach Indien be-

herrscht. Die arabische Wüste aber, die den größten Teil der Halbinsel ausmachte, war Lebensraum und Besitz der Beduinen-Stämme, welche die Kontrolle über die wenigen Karawanenwege zwischen den kleine Städten und Oasen ausübten. Hier galt das Gesetz der Wüste, das jeden Fremden tributpflichtig werden ließ oder ihn gar töten hieß. Allerdings war die Kraft des alten heidnischen Arabiens brüchig geworden: zu vordergründig waren die Wirtschaftsinteressen der rivalisierenden Stämme. So fand die neue Religion, der Islam, einen furchtbaren Boden.

Das Leben Muhammads

Ihr Verkünder war ein Araber namens Abul Kasim ibn Abdullah (= Abd Allah), der aber unter seinen Beinamen Muhammad [arab. der *Gepriesene*] bekannt ist. Um 570 in Mekka geboren, wurde er nach dem frühen Tode seiner Eltern in die Obhut seines Onkels gegeben, den er manchmal auf der Reise mit den Karawanen bis nach Syrien begleitete, wo er auch - so berichtet es die islamische Tradition - mit christlichen Mönchen zusammentraf.



Stammtafel des Abūl-Kāsim Muhammad

Später wurde Muhammad selber Karawanenführer im Dienste der reichen Witwe Hadidja, die er dann auch heiratete. Als etablierter, vielgereister, erfolgreicher und angesehener Kaufmann von vierzig Jahren, der die Kulturen und Religionen anderer Länder kennengelernt hatte, begann er, sich nach dem Sinn des Lebens in einer Gesellschaft wie der damaligen heidnischen arabischen zu fragen, die den Armen und Notleidenden keine Beachtung schenkte, sie gar ungerecht behandelte und unterdrückte und sich weitgehend der Befriedung ihrer Gelüste hingab. Nach dem Vorbild der christlichen Asketen, die er auf seinen Geschäftsreisen getroffen hatte, zog sich Muhammad immer wieder zu Gebet und Meditation

Moderne arabische Kalligraphie des Berufungsverses aus Sure 96
„Lies im Namen deines Herrn!“

in die stille Einsamkeit und Unwirtlichkeit der Wüste zurück. In einer Höhle am Berg Hira in der Nähe von Mekka erfuhr er - wohl im Jahre 610 - das, was die islamische Tradition [arab. *hadith*] als die *"Nacht der Bestimmung"*, d.h. als seine Berufung interpretiert, bei der ihn der Engel Gabriel aufgefordert habe, die Botschaft Gottes den Menschen öffentlich zu verkünden: *"O du in den Mantel Gehüllter! Erhebe dich und warne, deinen Herrn verherrliche, dein Herz läutere, meide den Götzendienst und dulde standhaft um deines Herrn willen!"* (Sure 74,2-8).

Wie auch immer man diese Vision verstehen mag: Jedenfalls hatte Muhammad ihn innerlich tief erschütternde Erfahrungen gemacht, die ihn nach anfänglichen Ängsten und Zweifeln schließlich zu der Überzeugung führten, nun als Prophet aufzutreten und seine Landsleute zur Umkehr und zu einem konsequent gelebten Glauben an den einen Gott [arab. *Allah*, zusammengezogen aus: *al-ilah = der Gott*], den Weltenherrscher, aufzurufen. Dabei war er fest davon überzeugt, mit dieser Sendung in Kontinuität mit der langen Geschichte all der Propheten zu stehen, die den Menschen zu allen Zeiten und an jedem Ort den Willen Gottes verkündet hatten. So fühlte er sich als geistiger und rechtlicher Nachfolger von Adam, Noach, Abraham, Jakob, Mose, Aaron, David, Salomon, Hiob, sogar von Jesus, den er als "Isa ben Miriam" [arab. *Jesus, Mariens Sohn*] bezeichnete. Voller Eifer verkündete Muhammad nun den Arabern in Mekka, sie sollten mit dem Glauben an Allah ernst machen, denn dieser sei der einzige Schöpfer und Richter aller Menschen.

Moderne arabische Kalligraphie Namenszug „ALLAH“

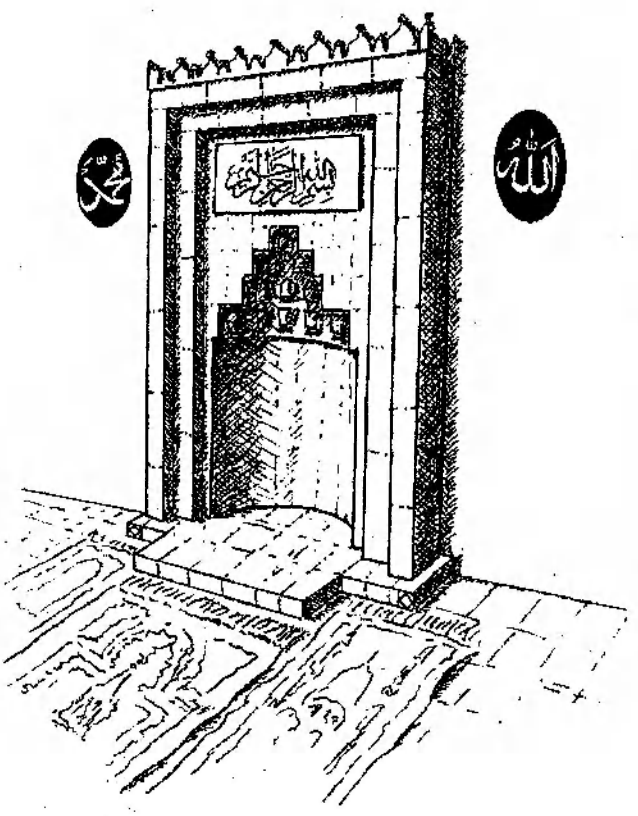
Doch die Lehren des neuen Propheten und seine beunruhigenden Appelle gefielen den Mekkanern gar nicht, wandte er sich doch gegen die traditionelle heidnische Religion der Stadt und damit indirekt gegen ihr Hauptheiligtum, die Ka'ba, die ihnen auch reiche Pilgerbesuche und damit Geld brachte. Die meisten Araber verehrten in dieser Zeit noch Gestirne als Götter und glaubten, daß die Natur durchsetzt sei von heiligen Steinen, die wiederum durchdrungen wären von göttlichen Wesen und Kräften. Dieser Glaube konzentrierte sich auf die Verehrung des schwarzen Steins von Mekka, wie man glaubte, eines uralten Meteoritenstückes, das in die Ka'ba eingefügt ist.

Moderne arabische Kalligraphie Namenszug „MUHAMMAD"

Als die Angriffe der heidnischen Mekkaner gegen Muhammad und seine vorerst noch wenigen Anhänger, darunter seine Frau Hadidja, immer heftiger wurden, entschloß er sich, seine Vaterstadt zu verlassen. Er fand Zuflucht in der nahegelegenen Oasenstadt Yathrib, der Heimat seiner Mutter, das später in "Stadt des Propheten [arab. *medina-an-nabi*]" umbenannt werden sollte. Dieser Exodus [arab. *hidjra*] fand im September des Jahres 622 nach christlicher Zeitrechnung statt, das seitdem als das Jahr 1 der islamischen, in Mondjahren zählenden Zeitrechung gilt.

In Yathrib fand Muhammad mehr Gehör für seine Botschaft und wurde bald zum Mittelpunkt des gesellschaftlichen und politischen Lebens der Stadt. So blieb er dort nicht nur der gottkündende Prediger und weitabgewandte Asket, sondern entwikkelte sich bald zum geschickten Staatsmann und Gesetzgeber und sogar zum Feldherrn, der als der "Apostel Gottes [arab. *rasulallah*]" seine Autorität durch eine erfolgreiche Politik stärkte.

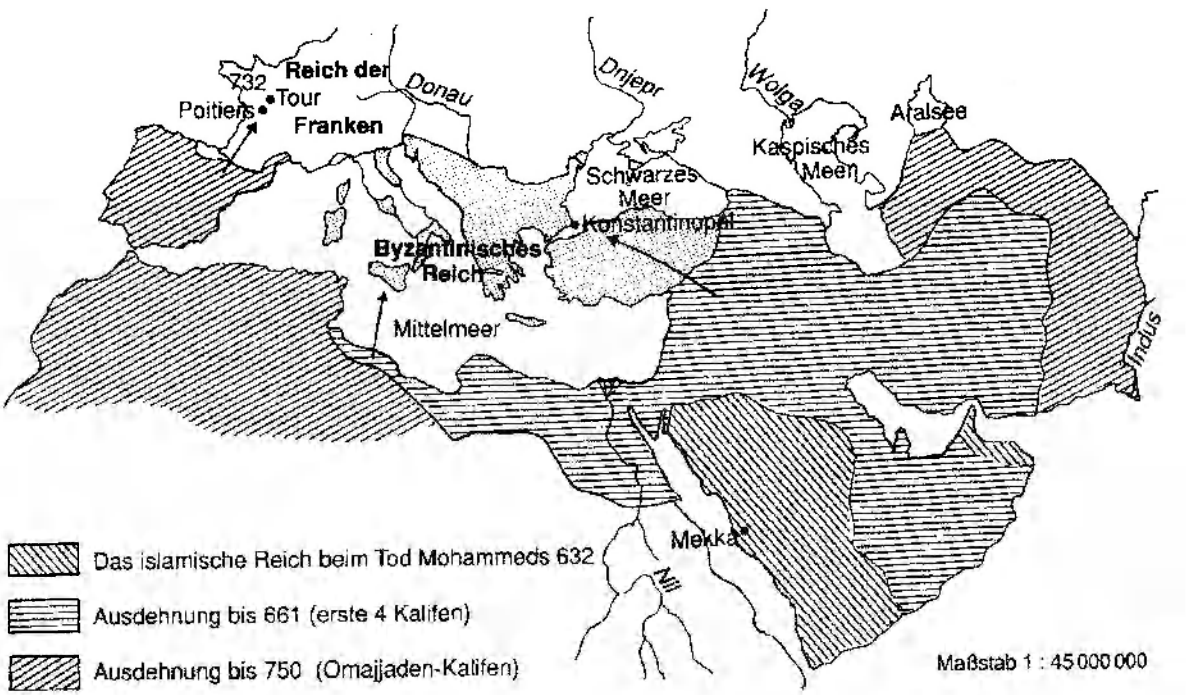
In dieser Zeit kommt es auch zur ersten geistigen Auseinandersetzung mit dem Judentum und dem Christentum, denn Muhammad hatte ja den Anspruch erhoben, seine prophetische Sendung setze das Werk der Propheten des Alten und Neuen Testamentes fort bzw. stelle es wieder in seiner ursprünglichen Reinheit her. Daher behandelte er die Christen und vor allem die Juden zuerst als *"Leute des Buches* [arab. *ahl-al-kitab*]" mit großer Achtung. Doch weder Juden noch Christen vermochten die prophetische Sendung Muhammads anzuerkennen. Zwar stimmten erhebliche Teile seiner Lehre mit jüdischen und christlichen Glaubensüberzeugungen überein, aber andere zeigten doch wieder deutliche Abweichungen. Als Muhammad sah, daß Juden und Christen die Kontinuität zwischen ihren Propheten und ihm nicht anerkannten, ging er ihnen gegenüber auf Distanz, stufte sie als unbelehrbar und minderwertig ein und erklärte die Überlegenheit des Islam, indem er sich direkt auf Abraham [arab. *Ibrahim*], den Vater aller Gläubigen, als seinen Vorgänger berief. Er bestimmte nun, daß sich die Anhänger des Islam, die Muslime, beim Gebet nicht mehr zur Heiligen Stadt [arab. *al-kuds*] Jerusalem wenden sollten, sondern zur Ka'ba nach Mekka, denn - so seine Version - dieses Zentralheiligtum der Araber sei schon von Abraham mit seinem Sohn Ismael zur Anbetung des einen Gottes erbaut worden. Dies stellte einen bedeutsamen Einschnitt dar, denn bisher hatte Jerusalem auch Muhammad als die erste heilige Stadt gegolten, zumal nach islamischer Überlieferung (vgl. Sure 17,1) von hier aus Muhammad seine Himmelsreise angetreten hat, bei der er die besondere Nähe Gottes - sei es als körperliche Entrückung oder als Traumgesicht - erlebt habe. Nunmehr aber gilt für alle Muslime überall in der Welt: *"Woher immer du kommst, richte dein Antlitz auf die Heilige Moschee* [d.h. nach Mekka]*; denn dies ist ohne Zweifel die Wahrheit von deinem Herrn!"* (Sure 2,150 f.)



Nische in einer Moschee, die die Gebetsrichtung nach Mekka bezeichnet

Erste Ausbreitung des Islam

Die geographische Umorientierung von Jerusalem auf Mekka dokumentierte symbolhaft die Lösung des Islam von seinen christlichen und jüdischen Wurzeln. Deshalb vertrieb wenig später Muhammad die arabischen Juden aus Medina, ließ dabei teilweise die Männer hinrichten und die Frauen und Kinder in die Sklaverei verkaufen. Auch gegen die christlichen Stämme in Nordarabien zog er zu Felde und gab später den Befehl, alle Nicht-Muslime, und zwar ausdrücklich einschließlich der Juden und Christen, zu unterwerfen: *"Kämpfet wider diejenigen aus dem Volk der Schrift, die nicht an Allah und den Jüngsten Tag glauben und die nicht als unerlaubt erachten, was Allah und sein Gesandter als unerlaubt erklärt haben, und die nicht dem wahren Bekenntnis folgen, bis sie aus freien Stücken den Tribut entrichten und ihre Unterwerfung anerkennen. ... Allah will nichts anderes, als sein Licht vollkommen machen, mag es den Ungläubigen auch zuwider sein. Er ist es, der seinen Gesandten geschickt hat mit der Führung und dem wahren Glauben, auf daß er ihn obsiegen lasse über alle anderen Glaubensbekenntnisse, mag es den Götzendienern auch zuwider sein."* (Sure 9, 29.32 f.)



Die Ausbreitung des Islam zu Lebzeiten Muhammads und unter den ersten Kalifen

Zuerst galt es, alle Araber im Islam, dem Bekenntnis zu dem einen Gott, zu einen: 628 zog Muhammad mit einem zehntausend Mann starken Heer nach einem mehrjährigen Krieg als Sieger kampflos in Mekka ein, wo er bald darauf, nämlich 630, die Ka'ba von den heidnischen Götzenbildern und Kultsymbolen reinigte und 631 die Abschaffung des Heidentums proklamierte. 632 unternahm er mit einer großen Schar von Gläubigen die erste Wallfahrt des Islams nach Mekka, die seither als Vorbild für alle muslimischen Pilger aus der ganzen Welt gilt. Muhammad starb nach einer überraschenden Krankheit in Medina am 8. Juni 632. Zu dieser Zeit erscholl bereits von immer mehr Minaretts [arab. *manara = Ort des Lichtes*], also den Türmen der islamischen Gebetsstätten, der Moscheen [arab. *masdjid = Ort, wo man sich niederwirft*; auch *djami'* = Freitagsmoschee], der fordernde Gebetsruf [arab. *adhan*]: *"Allah ist der Größte* [arab. *'Allahu akhbar*]!"

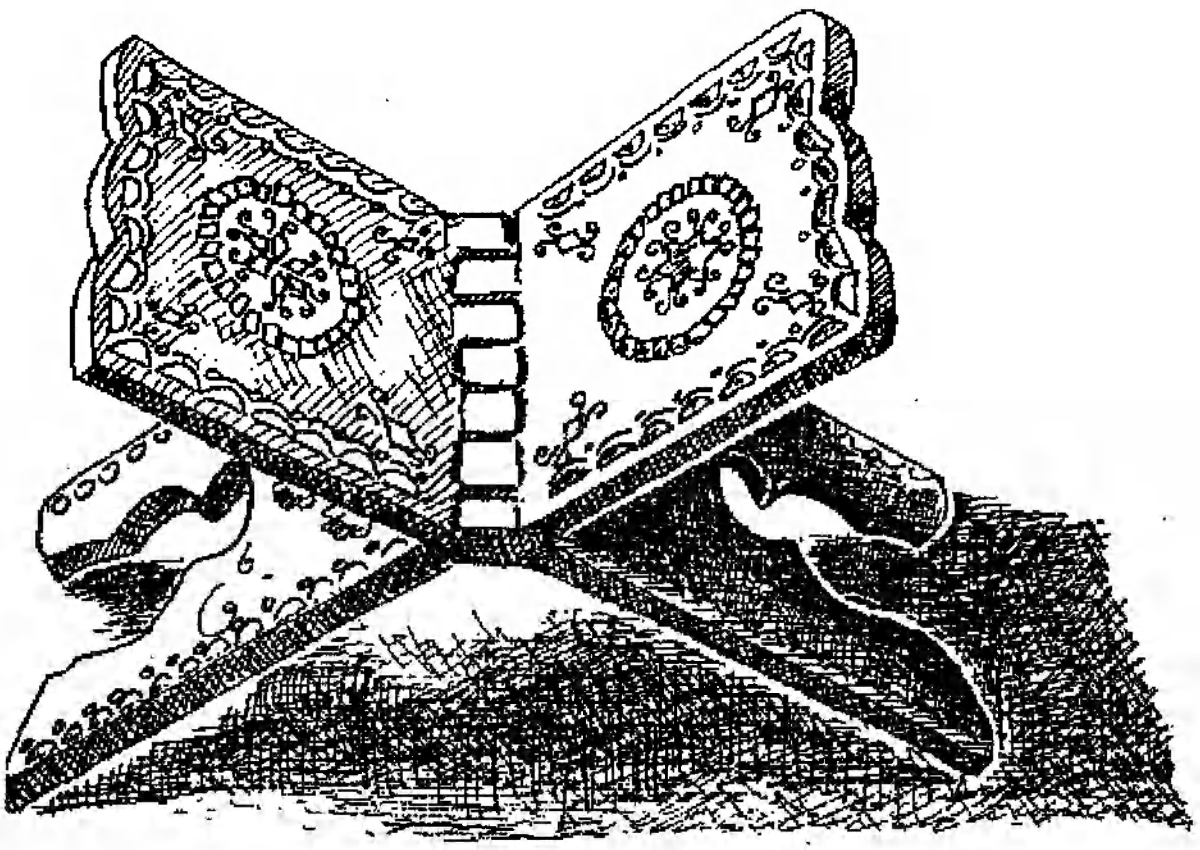
Der Koran

Kalligraphie eines Ausspruchs (Hadith) Muhammads über den Koran: *„Der Beste von euch ist derjenige, den den Koran kennt und lehrt!“*

Für die gläubigen Muslime ist Muhammad der Prophet und der Apostel, der Gesandte Gottes, die mit höchster Autorität versehene letzte Instanz in allen Fragen des religiösen und politischen Gesetzes, der Staatsordnung und der praktischen wie ethischen Entscheidungen des einzelnen Muslim. Er gilt ihnen als Vorbild derer, die in Frömmigkeit Gott dienen und sittlich gut handeln wollen. Diesen Anspruch verkündet insbesondere das heilige Buch des Islam, der Koran [arab. *al-qu'ran = das Lesebuch, Lektionar*] immer wieder, der die Botschaften enthält, welche Muhammad im Laufe zwischen 610 und 632 als göttliche Offenbarungen verkündet hat. Nach der islamischen Überlieferung habe Muhammad selbst an der ersten Sammlung und Festlegung des Korantextes teilgenommen, indem er seinen Schreibern Anweisungen gab, wie die Offenbarungen zu ordnen seien. Die Urausgabe des Koran, die Grundlage aller späteren, auch der heute als kanonisch geltenden

Fassung ist, entstand aber erst unter dem ersten Nachfolger bzw. Stellvertreter [arab. *khalifa*] Muhammads, Abu Bakr (632-634) bzw. dem dritten Khalifen 'Uthman (644-656).

Für Muhammad sind die christlichen Lehren von der Gottessohnschaft Jesu Christi und von der Heiligsten Dreieinigkeit Irrlehren, Entstellungen des wahren Glaubens, des Islam, und widersprächen zudem der Botschaft Jesu selber, denn schließlich habe dieser - so verkündet es die islamische Theologie unter Verweis auch auf Joh 14,15; 15,26 und 16,7 - schon selbst das Kommen eines "*Beistandes* [griech. *parakletos*]" angekündigt und damit Muhammad gemeint: *"Gedenke der Zeit, da Jesus, Mariens Sohn, sprach: 'O ihr Kinder Israels, ich bin Allahs Gesandter an euch, Erfüller dessen, was von der Thora vor mir ist, und Bringer der Frohen Botschaft von einem Gesandten, der nach mir kommen wird. Sein Name wird sein 'der Hochgelobte'* [arab. *ahmad*]*!"* (Sure 61,6)



Lesepult für den Koran

Seite aus dem Koran - Beginn der 2. Sure

Die weitere Ausbreitung des Islam

Angesichts dieses grundlegenden Gegensatzes im Hinblick auf die Einordnung der Verkündigung Jesu Christi mußte es zu einem Konflikt zwischen Christen und Muslimen kommen, dies umso mehr, als sich schon bald nach dem Tode Muhammads die gewaltige politische Stoßkraft des Islams zeigte. Bereits 632 hatte er die ganze arabische Halbinsel erobert, 635 fiel Syrien mit seinem Zentrum Damaskos und nur gerade ein weiteres Jahr vergeht, bis die muslimischen Reiterscharen erhebliche oströmische und persische Verbände vernichtend schlagen und die Hauptstadt der persischen Sassaniden, Ktesiphon in Mesopotamien, einnehmen. 638 fiel Jerusalem und 640 mit Kaisareia am Mittelmeer der letzte oströmische Außenposten in Palästina. 642 folgte die Unterwerfung Alexandreias und ganz Ägyptens; parallel dazu geriet ganz Persien unter islamische Kontrolle. Ausgehend von Ägypten setzte ab etwa 650 die kontinuierliche Islamisierung ganz Nordafrikas ein und gegen Ende des 7. Jahrhunderts verließen die letzten oströmischen Truppen das ehemals christliche Nordafrika, das sie 533/34 mit solcher Mühe von den Vandalen zurückerobert hatten. Inzwischen waren die Araber auch keineswegs mehr nur auf ihre traditionellen beduinischen Reitertruppen angewiesen, sondern hatten sogar eine Seestreitmacht aufgebaut, mit der sie 649 Zypern und 653 Rhodos erobern und 655 vor der kleinasiatischen Küste eine oströmische Flotte vernichten konnten. 652 und 667 richteten sie gezielte Angriffe auf Sizilien. 652 war auch das christliche Königreich Armenien unterworfen, und 672 sah sich die Hauptstadt des Öströmischen Reiches, Konstantinopel, einer ersten muslimischen Belagerung ausgesetzt. Nach allen Himmelsrichtungen waren die islamischen Erobererheere ausgeschwärmt: von Indien im Osten bis nach Nubien im Süden und bis Spanien im Westen, wo

Muhammad und Ali, einer der ersten Kaiifen
Persische mittelalterliche Miniatur

es dem arabischen Feldherren Tarik 711 gelang, die Felsen - und damit den Zugang zur iberischen Halbinsel - in seine Hand zu bekommen, die seitdem nach ihm benannt sind, nämlich als Gibraltar, als "*Fels des Tarik* [arab. *djebl-al-Tarik*]". So sah sich Europa nun einer Gefahr durch die "Sarazenen" ausgesetzt, wie man in der christlichen Welt die muslimischen Araber damals nannte, die auch nicht schwand, als der erste Angriffsschwung gebremst wurde und beispielsweise eine zweite, mit großem Aufwand geführte Belagerung von Konstantinopel zwischen 715 und 718 ebenfalls erfolglos blieb, was die Christen auf die Hilfe der Gottesgebärerin, der *"unbesiegbaren Heerführerin"* zurückführten und daher dem wohl bekanntesten Gesang zu Ehren der Theotokos, dem Hymnos Akathistos [griech. *nicht im Sitzen zu singender Hymnus*] eine neue Vorstrophe [griech. *prooimion*] zufügten:

> *"Der unbesiegbaren Heerführerin Siegesgesang,*
> *dir, Gottesgebärerin, Danklieder*
> *bringt, aus Gefahren befreit, deine Stadt.*
> *Da du unüberwindliche Macht besitzt,*
> *befreie mich aus allen möglichen Gefahren,*
> *damit ich dir zujuble:*
> *Sei gegrüßt, unvermählt Vermählte!"*

Dieser Mißerfolg der Araber war wohl auch entscheidend mitverantwortlich dafür, daß etwa seit der Mitte des 8. Jahrhunderts der vordem ungestüme und unaufhaltsam erscheinende Schwung der islamischen Expansion langsam erlahmte und schließlich für einige Zeit zum Stillstand kam, wobei sich vorerst das Gewicht auf Wahrung und Sicherung des Erreichten verlagerte.

Dabei hatten die immensen Erfolge der frühislamischen Eroberungen ihren Grund nicht so sehr in einer zielorientierten Militärstrategie oder einer durchdachten Gesamtkonzeption, sondern die Kraft des Islam als des religiösen Verbindungselementes aller muslimischen Krieger spielte eine wesentliche Rolle: Der Kampf für den Islam als die "Sache Gottes" hatte jeden Muslim dazu gebracht, alle seine Kräfte einzusetzen. Noch ein anderer Faktor aber war von großer Bedeutung für die Expansionsmöglichkeit der neuen Religion: die in den letzten Jahrhunderten vor dem Aufkommen des Islam in den östlichen Provinzen des Oströmischen Reiches, besonders in Ägypten, Syrien und Armenien, schwelenden wie auch offen ausgetragenen Konfessionskämpfe zwischen großen Teilen der dortigen einheimischen Bevölkerung und den Vertretern des Reiches bzw. der Reichskirche hatten

zu einer zunehmenden innenpolitischen Schwächung in diesen Gebieten geführt. So stießen die muslimischen Eroberer, die nun unter dem grünen Banner ihres Propheten Muhammad kämpften, von Seiten der überwiegenden Mehrheit der einheimischen Bevölkerung nur selten auf ernsthaften Widerstand - und machten sich teilweise recht geschickt bei ihrer neuen Bevölkerungspolitik die schlechten Erfahrungen etwa der Kopten in Ägypten mit der oströmischen Herrschaft zunutze. So verlangten sie von der eroberten Bevölkerung wohl eine politische und militärische Unterwerfung, aber keine Aufgabe des eigenen Glaubens. Damit erfreuten sich jetzt viele Christen, die bisher als Monophysiten von Seiten der oströmischen Staats- und Kirchenmacht eher Verfolgung und Unterdrückung ausgesetzt gewesen waren, einer freien Religionsausübung, die in den meisten von den Muslimen eroberten Gebieten für eine Stabilisierung ihrer Herrschaft sorgte.

Hl. Johannes von Damaskos
Ikonenzeichnung von Fotis Kontoglou

Selbst bilderfreundliche Theologen, die in Konstantinopel von den Ikonoklastenkaisern blutig verfolgt wurden, hatten im islamischen Machtbereich die Möglichkeit, ihre Lehren zu entwickeln und darzulegen. Einer von ihnen war auch der erste christliche Schriftsteller, der sich eingehend theologisch mit dem Islam auseinandersetzte, nämlich der hl. Johannes von Damaskos (ca. 650 - ca. 750). Sein Wissen über die neue Religion verdankte er seiner Sprachkenntnis und seinem persönlichen Kontakt mit den Muslimen, unter denen er gelebt und gearbeitet hat.

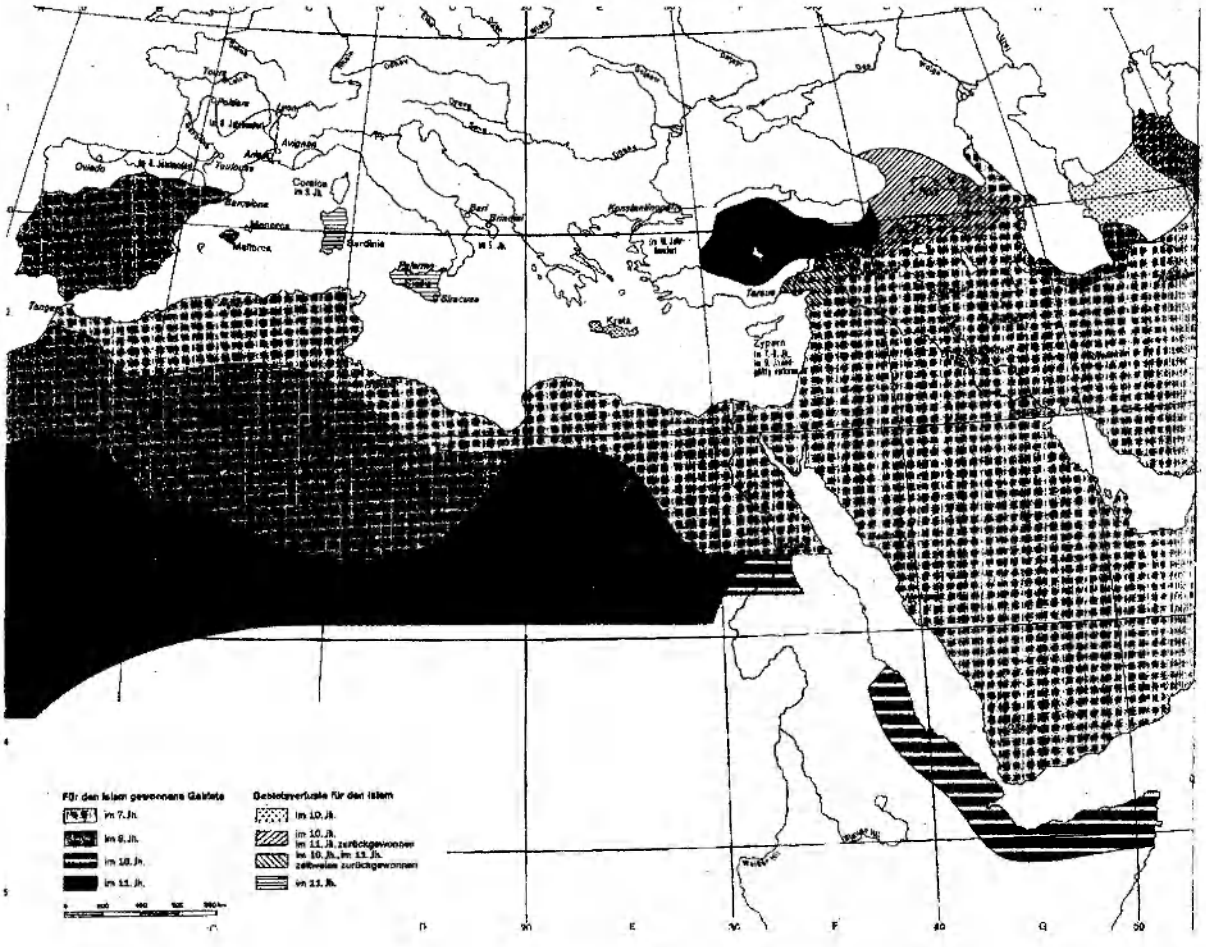
Manche christlichen Gruppen - wie die Kopten in Ägypten oder auch die Nestorianer - empfanden die Muslime als Befreier, denn in der Tat hatten in den östlichen Landesteilen des oströmischen Reichsgebietes die anti-häretischen Maßnahmen der Kaiser während der christologischen Streitigkeiten immer wieder zu einem harten Einsatz der Staatsmacht geführt. Das Vorgehen der islamischen Eroberer wurde daher zunächst - wenigstens von der oftmals nur oberflächlich christianisierten Landbevölkerung - wie eine Befreiung begrüßt.

Christen unter islamischer Herrschaft

Hingegen flohen schon damals viele zur Reichskirche gehörigen Christen auf oströmisches Staatsgebiet, um sich vor den unaufhaltsam vordringenden islamischen Heeren in Sicherheit zu bringen. Etliche Christen blieben aber auch im islamischen Machtbereich und erlangten aufgrund ihrer Kenntnisse einflußreiche Stellungen, weil sie als Verwaltungsbeamte gebraucht wurden. So dienten beispielsweise der Vater des hl. Johannes von Damaskos und auch er selbst bis zu seinem Eintritt in den Mönchsstand am Hofe des Khalifen in Damaskos. Doch schon bald änderte sich die anfänglich tolerantere Haltung der Muslime gegenüber den Christen, auch gegenüber jenen religiösen Minderheiten - und damit auch deren Freude über ihre "Befreiung". Sobald sich die islamische Herrschaft gefestigt hatte, kam verstärkt Kritik am Einfluß der Christen in einer islamischen Gesellschaft auf.

Die unterworfenen Christen genossen zwar aufgrund eines "Schutzvertrages [arab. *dimma*]" nach koranischem Recht auch weiterhin dem Schutz der islamischen Gemeinschaft [arab. *umma*], aber nur solange sie ihrerseits die ihnen obliegenden Pflichten erfüllten und dem Staat loyal dienten, d.h. sie mußten beispielsweise die Duldung durch Zahlung einer besonderen Kopfsteuer [arab. *djizya*] erkaufen und wurden insgesamt als Staatsbürger zweiter Klasse behandelt. Denn in dem Maße, wie sich der Islam ausbreitete und verfestigte, bedurfte er immer weniger der administrativen Unterstützung seiner christlichen Untertanen, und diese konnten sich gleichermaßen immer weniger des Wohlwollens und der Toleranz ihrer muslimischen Herren sicher sein. Von Seiten der Muslime verstärkte sich allmählich der Druck auf die Christen, sich zum Islam zu bekehren. Als historischer Sieger fühlte sich der Islam dem Christentum immer mehr auch theologisch überlegen als Vertreter der letztgültigen Offenbarung. Daher war den Christen jetzt die Errichtung neuer Kirchen, das Läuten der Glocken und der Waf-

fenbesitz verboten. Auch durften sie in keiner Weise versuchen, die Muslime vom Islam abzubringen oder deren religiöse Gefühle zu verletzen. Der Übertritt eines Muslim zum Christentum wurde - und wird in manchen Ländern bis heute - nach koranischem Recht mit schweren Strafen oder gar mit dem Tode bedroht, während umgekehrt Christen, die den Islam annahmen, privilegiert wurden. In ähnlicher Weise wie das Leben des einzelnen, sieht der Islam auch das Verhältnis der Staaten zueinander: dem untereinander in Frieden geeinten *"Bereich des Islam* [arab. *dar al-islam*]" steht die nicht-islamische Welt gegenüber, der *"Bereich des Krieges* [arab. *dar al-harb*]", mit dem es theoretisch nur befristete Waffenstillstandsverträge, aber keinen dauerhaften Frieden gegeben kann, da es die heilige kämpferische Anstrengung [arab. *djihad*] jeden Muslims sein muß, für die Ausbreitung des Islam und die Ausweitung seiner Herrschaft über Nicht-Muslime auch im Kriege sein Leben einzusetzen, wie der Koran sagt: *"Der Kampf ist euch befohlen, auch wenn er euch mißfällt; aber es ist wohl gut möglich, daß euch etwas mißfällt, was gut für euch ist!"* (Sure 2,218)



Die islamische Welt im 10. Jahrhundert

Entsprechend dieser Lehre gewann der Islam auch durch militärische Expansion in den folgenden Jahrhunderten immer mehr an Boden: Waren die Eroberungen nach der Ermordung des dritten Khalifen 'Utman 656 und während der anschließenden Wirren zum Stillstand gekommen, so wurden sie von der aus Mekka stammenden neuen Khalifendynastie der Umayyaden, die von 661 bis 750 regierte, wieder aufgenommen und im Westen bis nach Spanien, im Osten bis Indien vorangetrieben. Damaskos wurde zur neuen Hauptstadt des islamischen Staates. Unter der nachfolgenden Khalifenfamilie der von einem Onkel Muhammads abstammenden Abbasiden (749-1258) wurde 762 Bagdad als neue Hauptstadt gegründet. Die damals erreichten Grenzen der Ausbreitung des Islam wurden vorerst jedoch nicht mehr erweitert, so daß die islamische Expansion erst einmal zum Stillstand kam.

Das islamische Glaubenskenntnis zu Beginn der täglichen Gebete

اَللّٰهُ أَكْبَرْ

Allāhu akbar!

Allāh ist größer! (viermal)

أَشْهَدُ أَنْ لَا إِلٰهَ إِلَّا اللّٰهْ

Ašhadu allā ilāha illal-lāh!

Ich bezeuge, daß es keinen Gott gibt außer Allāh! (zweimal)

أَشْهَدُ أَنَّ مُحَمَّداً رَسُولُ اللّٰهْ

Ašhadu anna Muḥammadar-rasūlul-lāh!

Ich bezeuge, daß Muḥammad der Gesandte Allāhs ist! (zweimal)

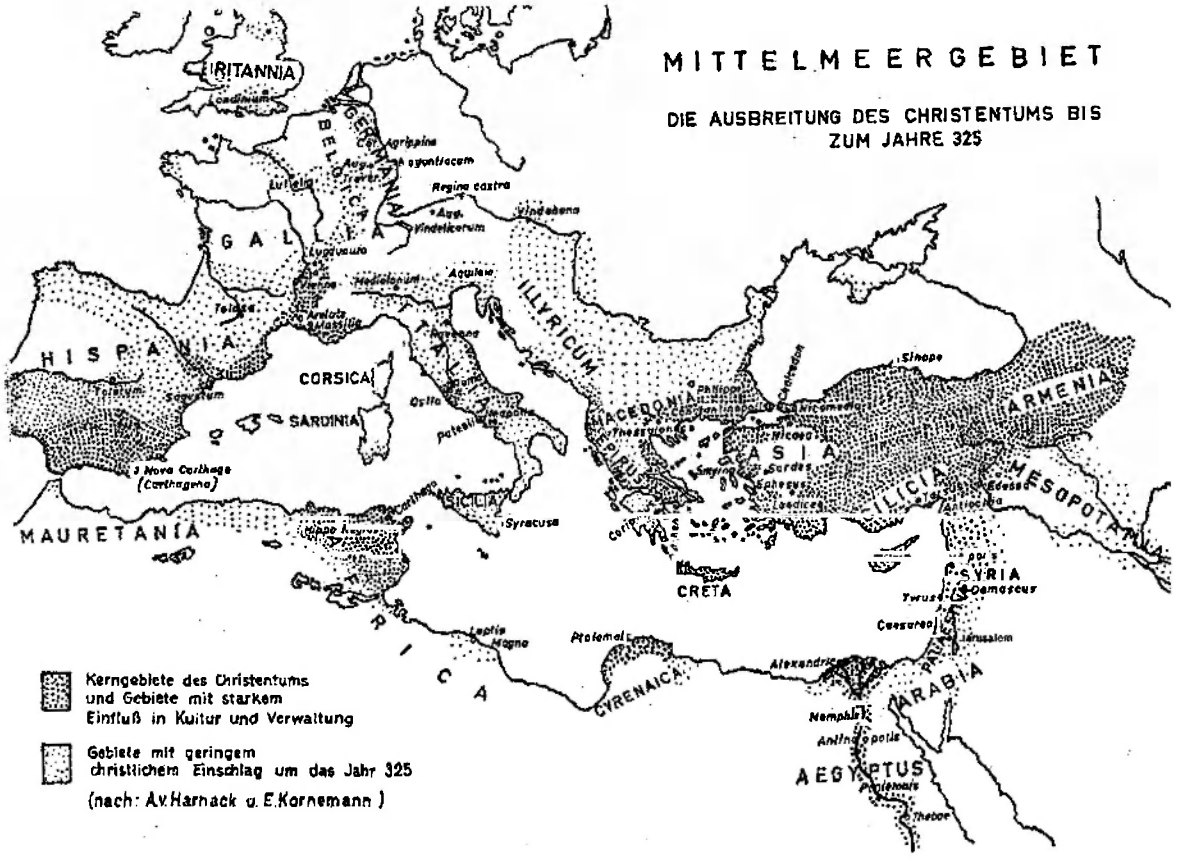
UNSERE GETRENNTEN BRÜDER IM OSTEN

DIE ALTORIENTALISCHEN KIRCHEN

"Dem allein rechten und wahren Glauben, den mit Gottes Beistand die 318 in Nikaia versammelten heiligen Väter dargelegt haben, aber auch die 150 in Konstantinopel zusammengekommenen nicht weniger heiligen Väter bekräftigt haben, verdanken wir - dessen sind wir uns wohl bewußt - nicht nur Beginn und Bestand unserer Herrschaft: Er ist auch deren Kraft und uneinnahmbares Bollwerk. Darum setzen wir auch Tag und Nacht all unser Beten und all unser Bemühen und unsere Gesetzgebung dafür ein, daß durch ihn die über die ganze Erde verbreitete heilige, katholische und apostolische Kirche, die nie welkende, unsterbliche Mutter unserer Herrschaft, wächst, die frommen Völker aber im Frieden und in religiöser Einmütigkeit verharren. ... Denn wenn unser großer Gott und Heiland Jesus Christus, der aus der heiligen Jungfrau und Gottesgebärerin Maria Fleisch angenommen hat und geboren worden ist, unseren einmütigen Lobpreis und unsere einmütige Anbetung lobt und bereitwillig annimmt, dann wird die feindliche Brut ausgerottet und vernichtet werden, ... und der Friede mit seinen Segnungen, günstige Witterund, gute Ernten und alles, was sonst noch den Menschen Nutzen bringt, wird uns in reichem Maß zuteil werden" (Grillmeier 2/1, 285 f.).

Mit diesen eindringlichen Worten versuchte Kaiser Zenon im Herbst 482 in seinem später als Henotikon [griech. *Einheitsformel*] in die Geschichte eingegangenen Edikt die streitenden kirchlichen Parteien zur Einheit zu bewegen, denn nach

den Konzilien von Ephesos (431) und Chalkedon (451) kam es zu tiefgreifenden Zerwürfnissen in der Reichskirche, besonders in einigen östlichen Randgebieten des Römischen Reiches. Diese Zerwürfnisse waren nicht allein dogmatischer Art, sondern lagen auch in einer Reihe von politischen Faktoren begründet. Nicht zuletzt waren es Rangstreitigkeiten zwischen der Kaisermacht und ehemals einflußreichen Metropolen wie Antiocheia und Alexandreia, die zu einer Verschärfung des Streites beitrugen. Hinzu kamen unterschiedliche theologische Schulen, die zwar inhaltlich in ihren Anschauungen oft gar nicht so weit voneinander entfernt waren, aber in Bezug auf die jeweiligen Denkstrukturen und die verwandte philosophisch-theologische Terminologie so große Unterschiede aufwiesen, daß ihnen selbst die Anschauungen des jeweils anderen als häretisch vorkamen.



Die Auseinandersetzung um Chalkedon

Da sich insgesamt in der reichskirchlichen Theologie die Sprache der griechischen Philosophie immer mehr verbreitete und die entsprechende theologische Ausdrucksweise ganz von dieser geprägt wurde, empfanden zahlreiche syrische

und ägyptische Theologen die Formulierungen, welche die Konzilien von Ephesos und Chalkedon zur Umschreibung der verbindlichen orthodoxen Lehre gewählt hatten, nicht nur als ihrer eigenen Tradition und theologischen Sprache fremd, sondern erklärten sie rundherum als irrgläubig. Umgekehrt verlangten auch die Anhänger der Konzilienentscheide von ihren Opponenten, daß sie den gemeinsamen christlichen Glauben mit den gleichen Formeln und Bekenntnissen ausdrükken sollten wie sie selbst. Da auch nationale und ethnische Gegensätze sowie politische Ansprüche zu gegenseitigem Mißtrauen und zur Verketzerung des Andersdenkenden beitrugen, wurden aus den theologischen Auseinandersetzungen bald auch politische Machtkämpfe und erbitterte Streitigkeiten. Letztlich führten diese zur Trennung einiger Kirchen von der Reichskirche, die den Entscheidungen der Ökumenischen Konzilien folgte.

So kam es ebenso zur Trennung fast der gesamten ostsyrischen und armenischen Christenheit wie zur Spaltung der Patriarchate von Antiocheia und Alexandreia in einen dem Konzil von Chalkedon treuen und einen dieses bekämpfenden Teil. Diese Streitigkeiten schwächten das Christentum im gesamten Vorderen Orient so stark, daß es im 7.Jahrhundert von den anstürmenden persischen und arabischen Heeren leicht unterworfen und beherrscht werden konnte. Es kam sogar des öfteren vor, daß die muslimischen Eroberer von einem Teil der einheimischen Christen als Befreier begrüßt wurden, da man lieber unter ihrer Herrschaft als derjenigen des Kaisers zu Konstantinopel und in der "chalkedonensischen" Kirche leben wollte. Die Anhänger des Konzils von Chalkedon wurden sogar "Melkiten", d.h. die "Kaisertreuen" [syr. *malko,* arab. *malik* = *Kaiser*] genannt.

Doch trotz all dieser Auseinandersetzungen und der daraus resultierenden Spaltung blieben zwischen den „chalkedonensischen" und den „nichtchalkedonensischen" Kirchen so zahlreiche Gemeinsamkeiten bestehen, daß wir die auch als altorientalische Kirchen bezeichneten Nichtchalkedonenser unter allen christlichen Kirchen und Konfessionen als die der Orthodoxen Kirche am nähesten stehenden bezeichnen dürfen. Diese innere Einheit erstreckt sich auf fast alle Gebiete der kirchlichen Struktur und des kanonischen Rechts, der Grundordnungen der Gottesdienste, insbesondere der Spendung der heiligen Mysterien, der Verehrung vieler gemeinsamer Heiliger, vor allem der Gottesgebärerin, der Fastenordnungen und vieles andere mehr. Selbst auf dem Gebiet der theologischen Formulierungen bestehen so viele Gemeinsamkeiten, daß sich die meisten dieser Kirchen selbst als orthodoxe Kirchen bezeichnen, was mittlerweile auch orthodoxerseits weitgehend anerkannt wird.

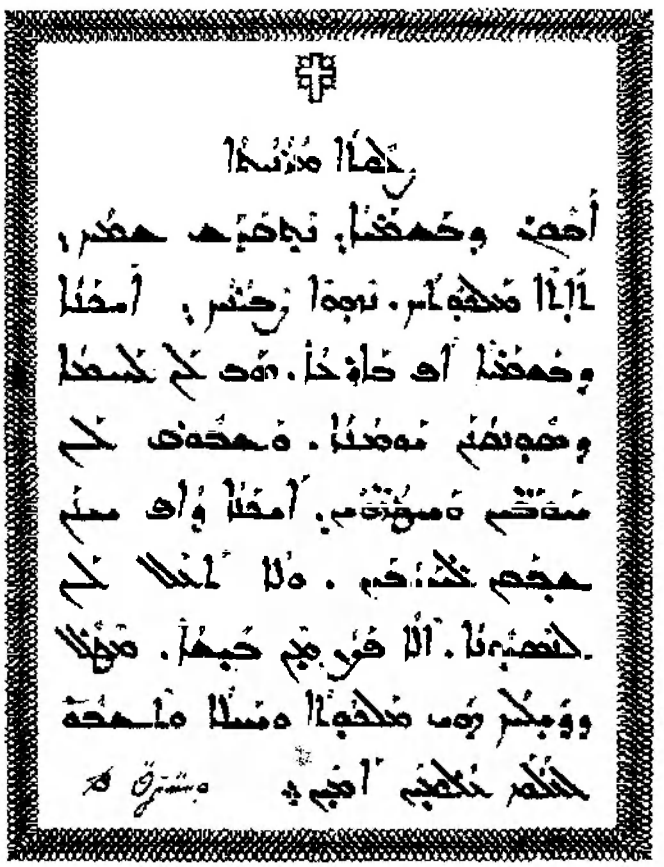
Diese orientalischen orthodoxen Kirchen werden auch als "altorientalische Kirchen" bezeichnet, was betonen will, daß es sich bei ihnen mit um die ältesten Kirchen des christlichen Orients handelt, deren Wurzeln wie jene der orthodoxen Kirche in die apostolische Zeit zurückreichen.

Die altorientalischen Kirchen

Im einzelnen handelt es sich dabei um die im folgenden aufgeführten Kirchen:

Die Heilige Katholische Apostolische Kirche des Ostens

So bezeichnet sich jene Kirche, die nach dem Konzil von Ephesus die Verurteilung des Nestorios, welche das Konzil ausgesprochen hatte, nicht mitvollzog. Daher wurden ihre Gläubigen auch als "Nestorianer" tituliert.



Das „Vater unser" in syrischer Sprache - geschrieben von Pfarrer Bitris Ögunç, Augsburg

Diese Kirche führt sich auf die Mission der Apostel Thomas und Adday zurück. Sie entstand in Mesopotamien [griech. *Zwischenstromland*] zwischen Euphat und Tigris und begründet eine vom semitischen Volkstum getragene Überlieferung. Als diese sich von der Reichskirche löste, war sie vor allem im persischen Reich beheimatet, wo sich unter den Herrschern aus der Dynastie der Sassaniden (224-632) das Christentum trotz einiger Verfolgungen entfalten konnte, besonders im 4. und 5. Jahrhundert. Bischof Isaak von Seleukeia-Ktesiphon, einer am Tigris unweit der Ruinen des antiken Babylon gelegenen Stadt, schloß 410 die einzelnen Bistümer des mesopotamischen Rau-

mes zu einem Verband zusammen. Dieser machte sich 424 unter dem Katholikos Dadiso' vom Patriarchat Antiocheia unabhängig und erklärte den Metropoliten von Ktesiphon zu seinem unabsetzbaren Vorsteher. Das neue Katholikat lehnte die Annahme der Entscheide von Ephesos ab - nicht zuletzt, um dem Verdacht der persischen Könige entgegenzuwirken, die Christen in ihrem Reich seien potentielle Landesverräter und dem oströmischen Kaiser in Konstantinopel hörig. Daher suchte man eine stärkere Abgrenzung zur Reichskirche. Auf der Synode von Seleukeia 484/86 folgte auch die offizielle Absage an das Konzil von Chalkedon und die Verpflichtung der Kirche des Ostens auf die Glaubenslehren des Nestorios; eine Synode von 612 kanonisierte sogar die von der orthodoxen Kirche verurteilten Theologen Nestorios, Diodoros von Tharsos und Theodoros von Mopsuestia und nahm die den Ökumenischen Konzilien widersprechende Lehre des syrischen Theologen Babai (gest. 628) von den zwei Hypostasen in Christus an.

Unter der arabisch-islamischen Herrschaft (637-1258) war der ostsyrische Katholikos Sprecher aller Christen am Khalifenhof in Bagdad und intensivierte die nestorianische Kirche ihre großangelegte Missionstätigkeit bis nach Indien und unter den türkischen und uigurischen Stämmen bis nach Innerasien (Turkestan, Mongolei, Tibet, Mandschurei, Tarimbecken). Noch Ende des 8. Jahrhunderts erreichten nestorianische Missionare Südarabien. So kann man vermuten, daß auch die Vorstellungen Mohammeds über das Christentum von nestorianischen Vorstellungen beeinflußt worden sind.

Vom 7.-11. Jahrhundert war diese Kirche die räumlich ausgedehnteste christliche Gemeinschaft. So berichtet eine 781 errichtete und 1625 gefundene Säule von Si-ngan-fu in syrischer und chinesischer Sprache, daß eine von Seleukeia-Ktesiphon abhängige Kirchenorganisation in China bestand. Zur Zeit der größten Ausdehnung in mittelalterlicher Zeit hatte die gesamte Kirche etwa 27 Metropolien (davon 10 in Zentralasien) und ungefähr 230 Bistümer. Sie besaß bedeutende theologische Schulen in Seleukeia und Nisibis [türk. *Nusaybin*] in Südostanatolien bei Mardin.

Im 14. Jahrhundert begann allerdings der Niedergang dieser Kirche. So wurde sie einmal durch den Mongoleneinfall Timur-lenks hart getroffen, seit 1368 auch in China bedrängt und dort gegen 1550 ausgerottet. In den folgenden Jahrhunderten hatte sie ebenso unter Verfolgungen durch die Türken (so noch im I. Weltkrieg), durch Kurden und Perser schwer zu leiden. Auch abendländische Missionare versuchten die Nestorianer zu ihrem Glauben zu bekehren. So entstand nach 1830 eine mit Rom unierte ostsyrische Kirche, die sich selbst "Chaldäisch" nennt. Anglikanische und presbyterianische Missionare waren gleichfalls in

Mesopotamien tätig. 1891/98 fanden rund 20.000 Nestorianer im Gebiet des Urmia (Besaijeh)-Sees den Weg zur Orthodoxie und wurden in die Russische Orthodoxe Kirche aufgenommen. Heute gibt es noch etwa 150.000 Gläubige, die vor allem im Irak und im Iran, in Syrien und in Indien, aber auch im Kaukasus und in Rußland, der Ukraine sowie in der Emigration in Westeuropa und besonders in Amerika leben. Seit der Einführung des gregorianischen Kalenders und anderer Reformversuche durch den vorletzten Katholikos kam es zu einer Spaltung, so daß heute zwei getrennte Hierarchien existieren, deren Katholokoi in Teheran bzw. in Bagdad leben.

Gewisse Erschütterungen für die nestorianische Kirche hat auch die moderne, sog. "assyrische" Nationalbewegung mit sich gebracht, die versuchte, alle syrisch- bzw. aramäisch-sprachigen Christen - und abhängig von ihrer konfessionellen Zugehörigkeit - politisch zu einen, aber im Endeffekt zu den bestehenden Spaltungen kirchlicher Art eher noch eine weitere politische hinzugefügt hat.

Die Syrisch-Orthodoxe Kirche

Die Kirche des Patriarchates von Antiocheia hatte in besonderer Weise unter den Folgen des christologischen Streites und der damit verbundenen Spaltung in einen reichskirchlichen und einen national-syrischen Zweig zu leiden. Das Patriarchat wurde in zwei zunächst etwa gleichstarke Hälften gespalten: An der Küste und in den weitgehend hellenisierten Städten überwog die reichskirchliche Orthodoxie, in den ländlichen Gebieten Syriens und im nördlichen Mesopotamien hingegen überwogen die Gegner des Konzils von Chalkedon. Auch der Patriarchenstuhl von Antiocheia war für ein Jahrhundert umstritten, bis sich dann eine vollständige antichalkedonensische Hierarchie bildete. Wichtig für das Entstehen dieser eigenen antichalkedonensischen syrischen Kirche war das Wirken des Seberos von Antiocheia (465-538), der zuerst als Mönch im Kloster von Majuma in Südpalästina, dann 512-518 als Patriarch von Antiocheia zu einem der bedeutendsten Vorkämpfer der antichalkedonensischen Bewegung geworden war. Allerdings hatte die syrische Kirche schon in oströmischer Zeit auch unter massivem staatlichem Druck zu leiden, weil sie sich den Entscheiden des Konzils von Chalkedon nicht unterwerfen wollte. So ließ Kaiser Ioustinos I. 518 fast die gesamte nichtchalkedonensische Hierarchie der syrischen Kirche verhaften, und ebenso handelte 538 sein Neffe und Nachfolger Ioustinianos. Ihr Wiedererstarken, ja fast Wiedererstehen verdankt die Syrisch-Orthodoxe Kirche dem unermüdlichen Einsatz des Wanderbischofs Jakub Burde'ana [griech. *Baradaios*]

(gest. 578), der außer einem koptischen und zwei syrischen Patriarchen 89 Bischöfe und 100.000 Priester ordiniert habe, weshalb sie nach ihm manchmal auch als "Jakobitische Kirche" bezeichnet wird. Schon im 6. Jahrhundert breitete sich die syrische Kirche bis ins Perserreich und nach Mesopotamien hin aus, wo Patriarch Athanasios I. Gammala (595-631) in Tagrit bei Mossul einen Metropolitansitz errichtete.

Diese Kirche, die sich den Traditionen der antiochenischen Theologenschule verpflichtet weiß und sich in der legitimen Nachfolge des petrinischen Sitzes versteht, hat in ihrer Geschichte auch weiterhin bedeutende Theologen aufzuweisen wie etwa Jakub von Edessa (gest. 721). Doch auch in dieser Zeit gab es immer häufiger Strafmaßnahmen der Kaiser, die durch Gewalt versuchten, die syrischen Christen zur Annahme der Beschlüsse von Chalkedon zu bewegen. So vertrieb etwa Kaiser Herakleios 616 die syrischen Geistlichen aus Edessa und übergab die Kirchen und Klöster dem reichskirchlichen Klerus, den sog. Melkiten. Entsprechend werteten viele syrisch-orthodoxe Christen die Herrschaft des Islam, der schon Ende des 7. Jahrhunderts gegen Antiocheia vorrückte, als eine göttliche Hilfe, wie der syrische Kirchenhistoriker und Bischof Grigor bar Ebraya [*Barhebräus*] (1226-1286) schreibt: *"Der Gott der Rache befreite uns aus den Händen der Römer mit Hilfe der Araber, ... es bereitete uns einen nicht geringen Nutzen, von der Grausamkeit der Römer und ihrem bitteren Haß gegen uns befreit zu werden"* (Knowles II, 79). Angesichts des oströmischen Druckes siedelte der "jakobitische" Patriarch 969 nach Dijar Bakr und später nach Mardin im südöstlichen Kleinasien über, während in Antiocheia weiterhin ein reichskirchlicher Patriarch residierte, in dessen Nachfolge das heutige orthodoxe Patriarchat von Antiocheia steht. Sein Patriarch residiert aber de facto in Damaskos im Staat Syrien, da die alte Stadt Antiocheia heute als türkische Wilayethauptstadt Antakya nur noch eine unbedeutende Siedlung darstellt. Seit 1959 ist Damaskos auch Sitz des syrisch-orthodoxen Patriarchen.

Die Blütezeit der Syrisch-Orthodoxen Kirche liegt wohl im 12. Jahrhundert, als sie 20 Metropolien und rund 100 Bischofssitze in Syrien, Zypern und Mesopotamien aufzuweisen hatte. Zentren der Kirche waren in dieser Zeit Jerusalem, Aleppo und Damaskos. In zahlreichen Klöstern wurde die theologische wie die profane Wissenschaft gepflegt. Ein Grund für das bemerkenswerte Wachstum lag auch darin, daß die Syrisch-Orthodoxe Kirche wegen ihres Gegensatzes zur orthodoxen Reichskirche von den muslimischen Herrschern begünstigt wurde und im Unterschied zu dieser sich frei entfalten konnte, allerdings von inneren Streitigkeiten und Schismen nicht verschont blieb.

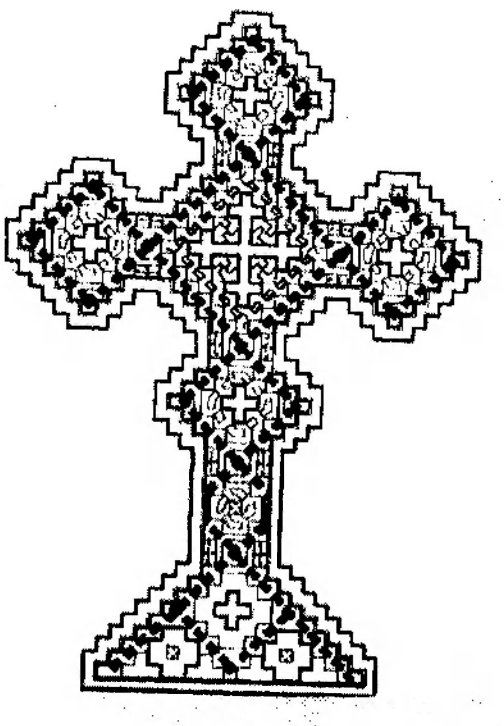
Die positive Entwicklung der syrisch-orthodoxen Kirche endete abrupt durch den Mongolensturm Timur-Lenks um 1400: Am Ende des 16. Jahrhunderts gab es nur noch 20 Diözesen, denn auch unter der Herrschaft der Osmanen hatten die syrischen Christen - ebenso wie diejenigen anderer Kirchen und Konfessionen - immer wieder unter Übergriffen zu leiden. Hinzu kam, daß seit dem 18. Jahrhundert westliche Kirchen, besonders die Römisch-Katholische Kirche wie verschiedene amerikanische Freikirchen, eine intensive Missionstätigkeit unter den syrisch-orthodoxen Gläubigen entfalteten.

Wappen des syrisch-orthodoxen Erzbischofs von Westeuropa Mar Yulius Isa Çiçek

Heute ist die Syrisch-Orthodoxe Kirche durch Auswanderung in der ganzen Welt verbreitet. Zu ihr gehören rund 1,5 Millionen Gläubige, die zumeist in Syrien, dem Irak und im Libanon leben. Ein Teil von ihnen wurde durch wirtschaftliche Gründe wie durch Bedrückungen von islamischer Seite zum Verlassen ihrer Heimat gezwungen. Letzteres gilt vor allem für die syrisch-orthodoxen Gläubigen in der Osttürkei. Rund 40.000 Gläubige leben in der Bundesrepublik Deutschland. Zumeist kommen sie aus dem Gebiet des Tur-Abdin [syr. *Berg der Gottesknechte*], einem Bergland in Südostanatolien, das schon im 5. Jahrhundert ein bedeutendes geistliches Zentrum der syrisch-orthodoxen Kirche war, und haben inzwischen in Deutschland eine Reihe von Gemeinden gegründet, die dem Bistum von Westeuropa unterstehen, das seinen Sitz in Losser/Hengelo (Niederlande) hat.

Zur syrisch-orthodoxen Christenheit gehören auch die meisten der sog. *Thomaschristen* in Indien. Sie führen sich auf die Mission des Apostels Thomas zurück, dessen Grab in Mylapore bei Madras als Wallfahrtsstätte verehrt wird, und bringen dies auch in ihrem Namen zum Ausdruck. In der Tat bezeugt schon der oströmische Reisende Kosmas der Indienfahrer [griech. *indikopleustes*] Anfang des 6. Jahrhunderts eine starke christliche Bevölkerung an der Malabarküste. Heute bilden die Thomaschristen etwa ein Fünftel der Bevölkerung des süd-

indischen Bundesstaates Kerala, sind allerdings in zahlreiche Kirchen und Gemeinschaften gespalten, deren Existenz zumeist auf den Einfluß der Kolonialmächte bzw. den Protest gegen sie zurückgeht. So versuchten etwa die Portugiesen, die um 1500 in das Land eindrangen, die christliche Bevölkerung Südindiens in die Union mit Rom zu zwingen (Synode von Diamper 1599). Als die Holländer 1661/63 die Küsten beherrschten, wiesen sie hingegen alle Portugiesen und katholischen Priester aus und förderten stattdessen die Syrisch-Orthodoxe Kirche. Nach dem Einzug der Engländer 1795 folgte die anglikanische Mission, mit der die Syrisch-Orthodoxen erst zusammenarbeiteten, von denen sie sich 1836 jedoch wieder trennten. Daneben bestanden weitere, mit Rom unierte Kirchen der Thomaschristen, so daß heute das einheimische Christentum in Indien eine starke Zersplitterung aufweist: neben den unierten Gemeinschaften der Syro-Malankaren und Syro-Malabaren existieren die anglosyrische und die evangelische Mar-Thoma-Kirche, die syrisch-anglikanische und die ostsyrisch-nestorianische Kirche ebenso wie die Syrisch-Orthodoxe Kirche, die in zwei Zweige gespalten ist, nämlich einen selbständigen und einen, der den syrisch-orthodoxen Patriarchen von Antiocheia als seinen Ersthierarchen anerkennt.



Koptisches Kreuz

Die Koptisch-Orthodoxe Kirche

Die koptischen Christen verstehen sich als die direkten Nachkommen des Volkes der Pharaonen, wie ihr vom arabischen Wort "al-qibt" [griech. *aigyptos*] abgeleiteter Name deutlich macht, und auch als die auf den Apostel und Evangelisten Markus zurückgehende alte Kirche Ägyptens. In theologischer Hinsicht handelt es sich bei ihr um die Fortsetzung einer zum Monophysitismus neigenden Richtung der Katechetenschule von Alexandreia. Beim Ausscheiden aus der chalkedonensischen Reichskirche in der Folge des strikt ab gelehn-

Hl. Mönchsvater Pachomios
Moderne koptische Ikone
mit altägyptischen Elementen

ten Konzilsentscheids von Chalkedon spielten aber auch nichttheologische Faktoren eine wichtige Rolle, insbesondere der Widerstand des koptischen Volkstums gegen die kulturelle Überformung durch die kleine hellenistische griechisch-sprachige Oberschicht in den Städten. Die Kopten wurden besonders unter Patriarch Dioskoros (444-454) und seinen unmittelbaren Erben zum Träger des Widerstandes gegen die sich an Chalkedon orientierenden, in Ägypten ansässigen Griechen und die Kaisermacht in Konstantinopel. Als der Einigungsversuch des Henotikons von 482 keinen Erfolg zeitigte, setzte Kaiser Ioustinianos I. 538 einen chalkedontreuen Patriarchen von Alexandreia ein, ohne aber die Anhänglichkeit der koptischen Bevölkerung an ihre eigenen, vielfach verbannten Bischöfe brechen zu können. Von 567 datiert daher die Reihe eigener koptischer Patriarchen in Parallele zu denen der orthodoxen Reichskirche.

Zur Zeit der arabisch-islamischen Eroberung Ägyptens unter Chalid ibn al-Walid 640/43 standen den rund 6 Millionen koptischer Christen nur etwa 300.000 chalkedontreue Orthodoxe gegenüber. Obwohl sie die Muslime zuerst als Befreier von der oströmischen Herrschaft begrüßt hatten, mußten die Kopten bald unter diskriminierenden Vorschriften wie einer eigenen Kleiderordnung, unter Steuerdruck und der Beschlagnahme von Kirchen leiden. Dies bewirkte im 8. Jahrhundert wiederholt Aufstände der Kopten, die aber von den Muslim stets blutig niedergeschlagen wurden. Im 9. und 10. Jahrhundert wandten sich breite Volksmassen dem Islam zu. Dadurch kam es zu einem Niedergang der koptischen Kirche, so daß von nun an die Mehrheit der ägyptischen Bevölkerung islamisch ist. Auch wurde die koptische Umgangssprache, ein letzter Ausläufer des alten Ägyptisch, nun mehr und mehr durch das Arabische verdrängt und zuletzt nur auf die Liturgie beschränkt, wo es bis heute - zusammen mit einigen griechischen Wendungen - gebräuchlich ist.

Eine kurzfristige Besserung trat im 11./12. Jahrhundert ein, nachdem Patriarch Christodoulos (1047-1078) seinen Sitz von Alexandreia in das Kloster Deir Amba Rueiss im 969 gegründeten Kairo verlegt hatte. Einige koptische Gelehrte wie Aulad-al Assal im 13. und Ibn-Kabar im 14. Jahrhundert schufen ein vielfältiges christliches Schrifttum, nunmehr allerdings in arabischer Sprache.

Trotzdem sank unter der Herrschaft der turkstämmigen Mamelucken (1254-1517) der koptische Anteil der ägyptischen Bevölkerung auf etwa ein Zehntel. In der Zeit der osmanischen Herrschaft kann man von einer gewissen Stagnation der koptischen Kirche sprechen. Erst 19. Jahrhundert ist unter dem Reformpatriarchen Kyrillos IV. (1854-1861) der Beginn eines bis heute anhaltenden Aufschwungs zu verzeichnen: Die Zahl der auf 10 gesunkenen Bischofssitze ist bis heute auf über 40 gestiegen, davon die meisten in Ägypten, aber auch im Ausland (Sudan, Kenia, Jerusalem, USA, Kanada, Australien, Westeuropa). Bemerkenswert ist auch der Aufschwung der theologischen Bildung und vor allem des Mönchtums unter den beiden letzten Patriarchen Kyrillos VI. (1956-1970) und Shenouda III. (seit 1971).

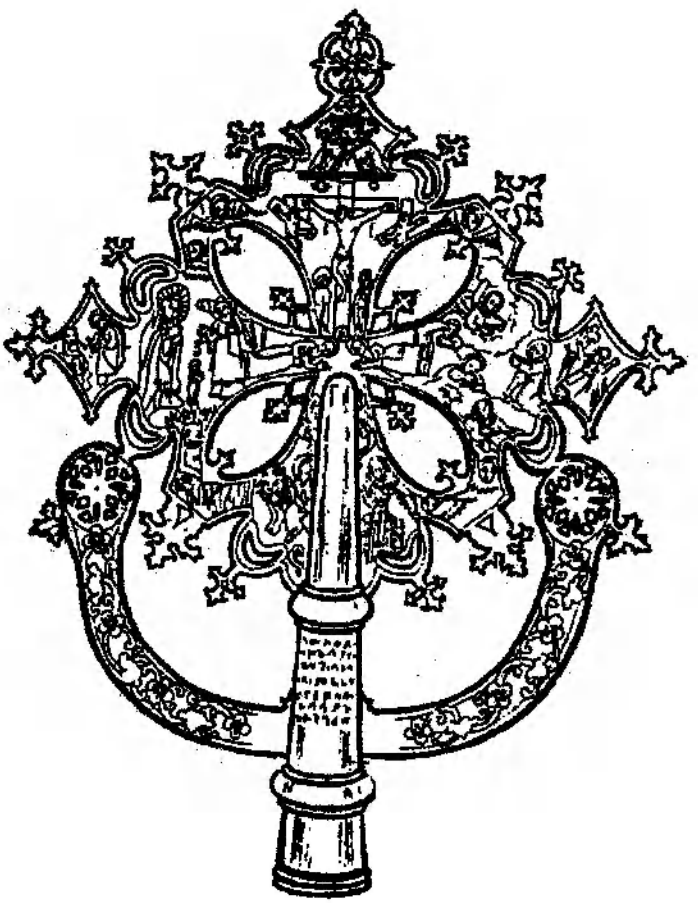
Die Zahl der koptischen Gläubigen wird von ihnen selbst mit mindestens 20 % der ägyptischen Bevölkerung (1994: rund 54 Millionen Menschen) angegeben, während andere Schätzungen von 10 % und offizielle staatliche Statistiken sogar von nur 5,9 % oder rund 3 Millionen ausgehen. Dabei hat sich in den letzten Jahren das Leben der koptischen Minderheit erschwert, wobei viele Übergriffe muslimischer Fundamentalisten gegen koptische Kirchen und Einrichtungen zu verzeichnen sind.

In der Bundesrepublik Deutschland gibt es seit 1975 koptische Pfarreien (zuerst in Frankfurt a.M.), seit 1980 ein Zentrum mit dem St. Antonius-Kloster in Kröffelbach/Taunus und 1995 ein weiteres Kloster in Brenkhusen bei Höxter, dem ein Bischof vorsteht.

Die Äthiopisch-Orthodoxe Kirche

Die Lage Äthiopiens am Roten Meer brachte dem Land frühe Kontakte zu den Juden und zum jungen Christentum. Kein Land Afrikas und kaum eines des Vorderen Orients ist bis heute so nachhaltig vom christlichen Glauben geprägt worden wie Äthiopien. Für das frühe 4. Jahrhundert ist das Christentum in diesem uralten afrikanischen Kulturland gut bezeugt und unter König Ezana von Aksum nahmen der Hof und ein Teil des Landes um 341 das Christentum an. Bald waren auch die seit dem 7. vorchristlichen Jahrhundert eingewanderten und mit den alt-

ansässigen Kuschiten verbundenen semitischen Stämme Äthiopiens Christen geworden. Die biblischen und alle wichtigen liturgischen Bücher lagen in der Mitte des 7. Jahrhunderts in Altäthiopisch (Ge'ez) vor, das bis heute als liturgische Sprache benutzt wird. Daneben blühte eine reiche, vor allem hagiographische Literatur.



Äthiopisches Vortragekreuz

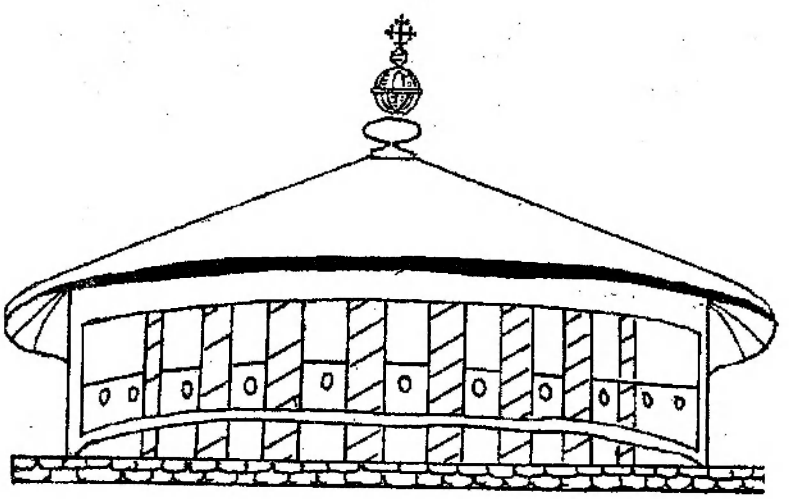
Eine besonders enge Bindung hatte die äthiopische Kirche stets zur ägyptischen. Dies reicht bis in den Anfang des 4. Jahrhunderts zurück, da der hl. Athanasios von Alexandreia den später als "Vater des Friedens" [äth. *Abba Salama*] verehrten Tyrer Feremenatos [*Froumentios*] zum ersten Bischof Äthiopiens geweiht hat. Infolge der engen Verbindung zur koptischen Kirche lehnten auch die Äthiopier die Formulierungen des Konzils von Chalkedon ab, zumal in der Zeit der christologischen Auseinandersetzungen auch etliche Mönche und Theologen nach Äthiopien kamen, die als Anhänger monophysitischer Anschauungen im reichskirchlichen Gebiet verfolgt worden waren und nun vor den Repressionen hier Zuflucht suchten. Dazu gehören die in Äthiopien als wichtige Väter der Kirche verehrten "neun römischen Heiligen", wahrscheinlich aus Syrien vertriebene Mönche, die zwischen 460 und 480 in das Land kamen und dort die eigentlichen Erleuchter des Volkes wurden, vor allem aber durch die Gründung des Klosters Dabra Damo zu Vätern des für die äthiopische Christenheit so wichtigen Mönchtums.

Deptera mit dem Amtsstab vor der Kirche von Lalibela

Doch trotz aller Bindungen nach Syrien und besonders zum koptischen Ägypten entwickelte sich in vielen theologischen Akzentsetzungen und liturgischen Bräuchen eine sehr eigenständige Tradition mit einer Reihe judenchristlicher Gebräuche. So kennt die äthiopische Kirche eine Beschneidung am 8. Tag, beachtet in gewisser Weise weiter den Sabbat neben der Sonntagsheiligung und kennt recht strenge Speise- und Fastenordnungen. Auch die Rolle der Kirchensänger [äth. *depteras*] erinnert an den Kult des jüdischen Tempels, dem auch die äthiopischen Kirchbauten mit ihrer Einteilung in das dem diensttuenden Priester vorbehaltene Allerheiligste, das Heiligste für den Kommunionempfang des Volkes und die Wandelhalle für die Sänger nachgestaltet ist.

Das äthiopische Christentum widerstand allen feindlichen Stürmen der Geschichte, wenn es auch immer wieder seinen Blutzoll zu entrichten hatte, um den Glauben zu bewahren, so nach dem Niedergang der aksumitischen Königsmacht und der ersten Ausbreitung des Islam im 7.-9. Jahrhundert, besonders aber während der verheerenden türkischen Einfälle unter dem Imam Ahmed bin Ibrahim 1527-1543 oder dem Ansturm eines Heeres von 60.000 Kriegern des Mahdi 1885/89. Nicht minder bedrohlich für die äthiopisch-orthodoxe Identität waren wiederholte römische Unionsversuche, die schon Kaiser Galawdewos [*Claudius*] (1540-1558) energisch zurückwies. Ein erneuter Unionsversuch erfolgte, als der von Türken und dem Volksstamm der heidnischen Gallas bedrängte Kaiser Susenyos sich Rom unterwarf und sogar ein portugiesischer Jesuit vom Papst als neuer Metropolit der äthiopischen Kirche entsandt wurde. Doch der Widerstand der Gläubigen unter dem Martyrerbischof Sem'on erzwang schon 1632 die Abdankung des Kai-

sers nebst der Wiederherstellung des alten äthiopisch-orthodoxen Bekenntnisses und die Vertreibung der abendländischen Missionare. Gleichermaßen wie den römischen Ansprüchen erteilte Äthiopien auch protestantischen Missionsversuchen eine Absage, die mit dem Lübecker Peter Heyling (ca. 1607-1652) ihren Anfang nahmen und in der Arbeit englischer und schwedischer, später auch norwegischer protestantischer Missionare im 19. und der nordamerikanischen Presbyterianer und Baptisten im 20. Jahrhundert - besonders unter den eingewanderten negriden Bevölkerungsgruppen des Landes wie den Gallas - fortgesetzt wurden.



Typische ländliche Rundkirche in Äthiopien

Bis in die jüngste Vergangenheit war die äthiopische Kirche von der koptischen abhängig, die den Metropoliten [äth. *abuna*] für Äthiopien aus den Reihen der koptischen Mönche auswählte. Erst 1929 wurden die ersten einheimischen äthiopischen Bischöfe geweiht und erst 1951 wurde nach langen und teilweise sehr konfliktgeladenen Verhandlungen erstmals ein äthiopischer Bischof zum Metropoliten erhoben. 1959 wurde dann der äthiopischen Kirche die Selbständigkeit gewährt und der erste äthiopisch-orthodoxe Patriarch Tewoflos [*Theophilos*] konsekriert und inthronisiert.

Die äthiopische Kirche hatte unter dem kommunistischen Regime, das 1976 die jahrtausendealte monarchische Regierungsform ablöste und den letzten Kaiser Hayla Selassie [äth. *Macht der Dreieinigkeit*] grausam ermordete, schwer zu leiden. Auch der Patriarch wurde im Gefängnis ermordet und durch willfährigere Nachfolger ersetzt.

Nach dem Sturz der sozialistischen Diktatur 1990 konnte die rund 20 Millionen Gläubige zählende Äthiopisch-Orthodoxe Kirche ihre von etwa 200.000 Geistlichen betreuten 13.000 Gemeinden wieder aktivieren und sich auch verstärkt um die Gläubigen im Ausland kümmern. Allerdings mußte sie hinnehmen, daß die Gemeinden in Eritrea, das sich inzwischen als selbständiger Staat konstituiert hat,

die Bindung an die Mutterkirche lösten und sich inzwischen mit Hilfe der koptischen Kirche als eigene autonome Kirche konstituiert haben.

Die Armenisch-Apostolische Kirche

Die im geschichtlichen Dunkel liegende Mission des Landes Armenien erfolgte von Antiocheia aus über Kaisareia in Kappadokien wohl schon gegen Ende des 1. Jahrhunderts, weshalb die Armenier ihre Kirche als die Armenisch-Apostolische bezeichnen und auf die Apostel Thaddäus und Bartholomäus zurückführen. Der Kirchenhistoriker Eusebios erwähnt für 250 einen Bischof Meruzanes von Armenien. Ende des 3. Jahrhunderts kamen die Jungfrauen Hripsime und Gajane, die als armenische Nationalheilige verehrt werden, als Missionarinnen in das Land.

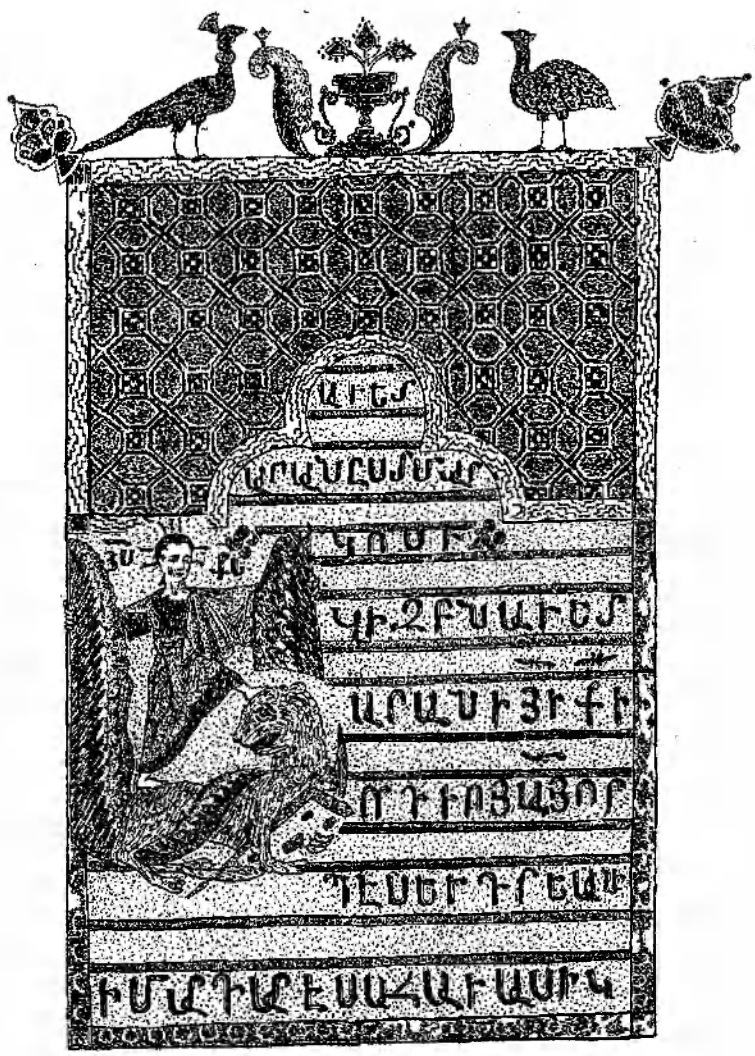
Bischof und Vardapet (Archimandrit) der Armenischen Apostolischen Kirche

Um 300 ließ sich dank der Mission des in Kaisareia ausgebildeten und 302 zum Bischof geweihten Grigor des Erleuchters [armen. *Lusatvoratsch*] der König Trdat III. [*Tiridates*] taufen und führte das Christentum als Staats- und Volksreligion ein. Grigor residierte als erster Katholikos der armenischen Kirche in Vagharschapat. Auch auf dem I. Ökumenischen Konzil von Nikaia 325 war die armenische Kirche durch einen leiblichen Sohn des hl. Grigor, Bischof Aristakes, vertreten. In Aschtischat, einem alten heidnischen Kultzentrum, fand 365 die erste Synode der armenischen Kirche statt, die die Wahl des Katholikos und seine Weihe durch eigene Bischöfe beschloß. Schon seit Katholikos Sahak dem Großen (390-439) wird das Armenische als Kirchensprache benutzt.

Nach der Teilung Armeniens 387 und der Abschaffung des Königtums 428 versuchten die persischen Eroberer gegen den erbitterten Widerstand der armenischen Christen vergeblich, den Mazdaismus einzuführen. Doch der christliche Glaube und die mit ihm eng verbundene armenische Nationalliteratur er-

möglichten es dem politisch zwischen Rom und Persien geteilten Volk die geistige Einheit zu bewahren, was entscheidend zur Verschmelzung von religiösem Bekenntnis und nationalem Bewußtsein beitrug.

Wegen der 449-484 gegen die Perser geführten Religionskriege nahm die armenische Kirche nicht am Konzil von Chalkedon teil. Auf der ersten Synode von Dvin (506/7) bekannte sich die armenische Kirche zu den Lehren des Patriarchen Seberos von Antiocheia und lehnte offiziell das Bekenntnis dieses Ökumenischen Konzils ab, in dem sie eine Zerteilung des einen Christus erblickte. Statt dessen bekennt die armenische Kirche, daß der menschgewordene Gott eine Natur aus zwei Naturen ist. 552 erfolgte bei der zweiten Synode von Dvin der endgültige Bruch mit der Reichskirche und die Durchsetzung der kirchlichen Selbständigkeit, die durch die Einführung einer eigenen neuen Zeitrechnung dokumentiert wurde.

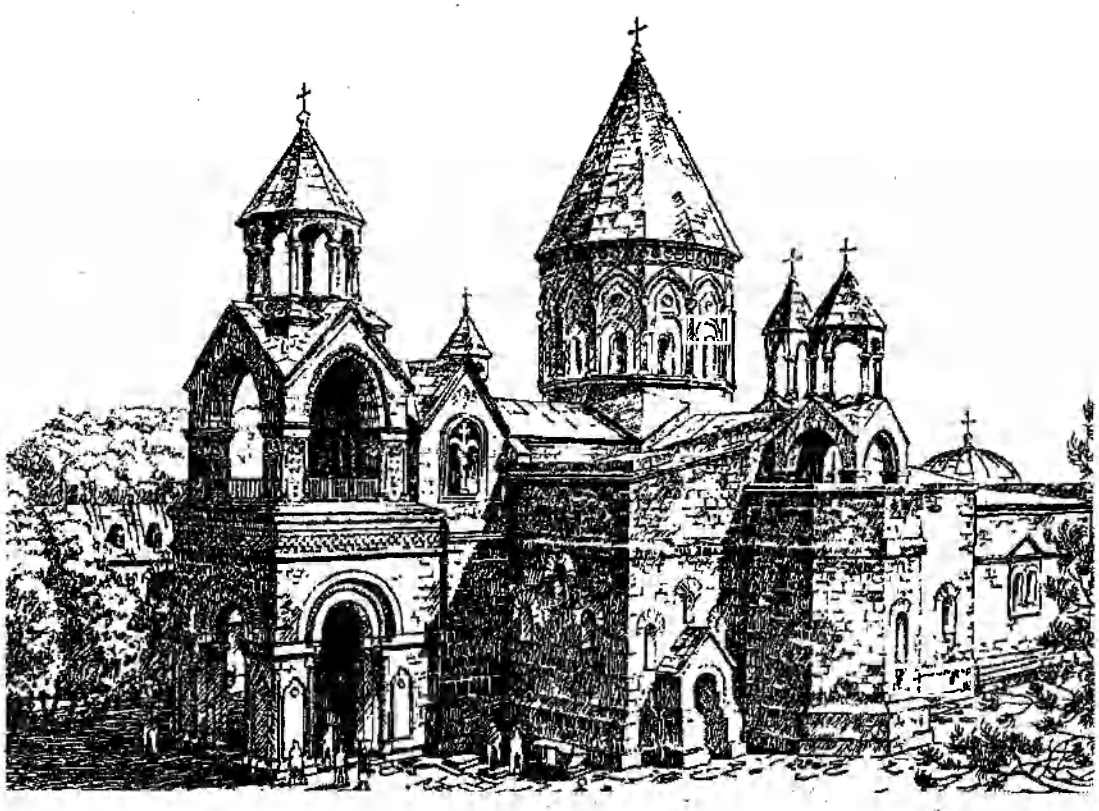


Armenisches Evangeliar von 1066
Titelblatt des Markus-Evangeliums

Die nationale Eigenständigkeit der stark kirchlich geprägten armenischen Kunst und Literatur erfuhr im 5. Jahrhundert durch den hl. Mesrop Maschtotz ein erstes Goldenes Zeitalter und blühte trotz oströmischer und persischer Übergriffe wie der zeitweiligen Unterwerfung des Landes unter die arabisch-islamische Herrschaft weiter, bis Mitte des 11. Jahrhunderts die türkischen Seldschuken eindrangen und 1045 die armenische Hauptstadt Ani zerstörten, wo seit 990 auch der Katholikos seinen Sitz hatte. Die Niederlage der Oströmer bei Manzikert am Van-See 1071 hatte die Über-

siedlung eines Teils der Armenier nach Kilikien, dem sogenanten Kleinarmenien, zur Folge, wo sie auch mit der syrischen und der Kreuzfahrerkultur in Berührung kamen: Friedrich Barbarossa übertrug dem armenischen Fürsten Levon (1187-1198) die Königswürde. 1147 entstand hier ein eigenes Patriarchat mit Sitz in der Festung Hromkla am Euphrat, das 1299 in die neue Hauptstadt Sis übersiedelte. Die Berührung mit den Kreuzfahrern förderte in Armenien auch Unionsbestrebungen mit der römischen Kirche, besonders unter Katholikos Grigor VI. Apirat (1194-1203). Dies führte zu Spaltungen in der armenischen Kirche: 1113 wurde ein bis 1895 existierendes selbständiges Katholikat in Aghthamar am Van-See gegründet, das allerdings nur regionale Bedeutung erlangte, 1311 entstand das Patriarchat von Jerusalem.

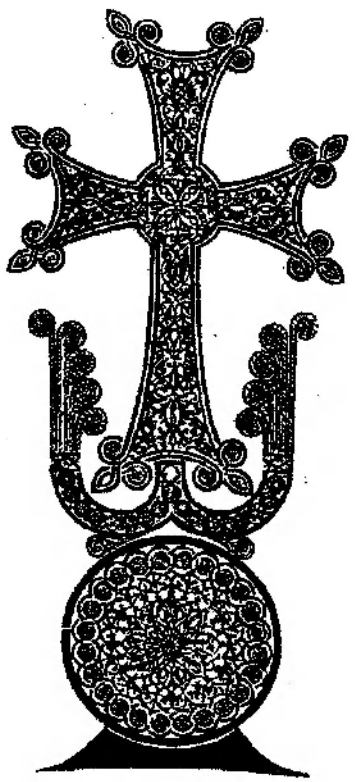
1375 eroberten die ägyptischen Mameluken Sis und zerstörten das blühende Land. Weitere schwere Verluste erlitt die armenische Kirche durch die Raubzüge des Mongolen-Herrschers Timur-Lenk. Daraufhin wurde 1441/43 der Sitz des Katholikos in den Kaukasus zurückverlegt, und zwar nach Etschmiadzin in die Nähe von Vagharschapat, wo er sich bis heute befindet. Allerdings folgten nicht alle Bischöfe dieser Neuregelung, so daß auch Sis Sitz eines weiteren Katholikos blieb, der bis heute von Etschmiadzin unabhängig ist und seit 1930 in Antelias im Libanon residiert.



Kathedrale des Katholikos aller Armenier in Etschmiadzin

Im 16. Jahrhundert eroberten die Türken einen großen Teil des armenischen Lebensraumes, so daß nun die Armenier teilweise unter persischer, größtenteils aber osmanischer Herrschaft standen. Im Osmanischen Reich bildeten sie als "armenische Nation" [türk. *ermeni millet*] eine der Glaubensnationen des Staates, der alle sogenannten "Monophysiten" zugeordnet waren, deren Belange seit 1463 der armenische Patriarch in Istanbul vertrat. So konnte die armenische Kirche im 17. und 18. Jahrhundert, vor allem durch ihr Mönchtum und die auch kulturell bedeutsamen Klöster, einen gewissen Auschwung verzeichnen.

Als am Anfang des 19. Jahrhunderts Rußland die kaukasischen Gebiete für sich eroberte, stand die armenische Kirche dort seit 1828 unter russischem Protekorat. Seit 1836 nahm der russische Kaiser auch die Ernennungen der höheren Ämter in der armenischen Kirche vor, der lediglich ein Vorschlagsrecht verblieb. 1903/05 wurde sogar das armenische kirchliche Vermögen unter die Aufsicht des russischen Staates gestellt.



Armenisches Kreuz

Die enge Verbindung zwischen Rußland und dem ersten Katholikat der Armenisch-Apostolischen Kirche rief das Mißtrauen sowohl der persischen wie der osmanischen Regierung hervor: In beiden islamischen Staaten begann eine erneute Leidenszeit der Armenier, die als Landesverräter denunziert und in blutigen Pogromen verfolgt wurden. Während eines solchen großen Massakers wurde 1895 das Katholikat von Aghthamar vernichtet. Seinen Höhepunkt fand der Ethnozid in den Jahren 1915/16, als auf Befehl der jungtürkischen Regierung rund 1,5 Millionen armenischer Christen durch Mord und Deportationen umkamen.

Heute besteht die Armenisch-Apostolische Kirche, zu der rund 8 Millionen Gläubige in aller Welt gehören (ca. 3 Millionen in der Republik Armenien, 1,5 Millionen in den übrigen Staaten der GUS, 3 Millionen in der weltweiten Diaspora, 200.000 im Iran und nur noch 50.000 in der Türkei, fast ausschließlich in Istanbul und Umgebung) in vier nominell unabhängigen Patriarchaten (nämlich Istanbul und Jerusalem) bzw. Katholikaten (Kilikien und Etschmiadzin, dem ein

Ehrenvorrang als "oberster Katholikos aller Armenier" zukommt). In der Bundesrepublik Deutschland existiert seit 1991 für die hier lebenden etwa 40.000 Gläubigen, die zumeist aus der Türkei und dem Vorderen Orient, seit jüngerer Zeit aber auch aus verschiedenen Staaten der GUS kommen, ein Bistum mit dem Sitz in Köln.

Einigungsversuche

Die Beziehungen zwischen den altorientalischen und der orthodoxen Kirche waren viele Jahrhunderte lang sehr gespannt. Zwar hat es sowohl in den ersten Jahrhunderten nach dem Konzil von Chalkedon wie auch später des öfteren Versuche gegeben, den Streit zwischen den "Chalkedonensern", also denen, die Formulierungen des Konzils annahmen, und ihren als "Monophysiten" bezeichneten Gegnern beizulegen. Doch zumeist scheiterten diese Bemühungen. Zudem hatten die politischen Machthaber, ob es sich nun um die islamischen Herren oder auch unterschiedliche Kolonialmächte handelte, ein lebhaftes Interesse daran, die verschiedenen christlichen Kirchen gegeneinander aufzustacheln und ihren Zwist für sich selbst zu nutzen. Ein Beispiel hierfür ist etwa der Streit um die Nutzung der heiligen Stätten in Jerusalem oder Bethlehem, die zwischen den verschiedenen christlichen Kirchen aufgeteilt sind.

Erst in unseren Tagen sind die Bemühungen um eine Einigung in eine neue, erfolgverheißende Phase getreten. Man hat gesehen, daß eine wichtige Bedingung für jede tragfähige Verständigung die ehrliche und aufrichtige Bereitschaft zum Dialog ist, d.h. dazu, auch die Positionen des Andersdenkenden offen zu prüfen, von ihm zu lernen und zu unterscheiden zwischen Unterschieden in den Formulierungen und der theologischen Terminologie einerseits und inhaltlichen Differenzen andererseits. Hinzu kommt, daß auch die äußeren Umstände der einheimischen Christen, vor allem im Vorderen Orient, eine innere Einheit dringend erforderlich machen: Bedrängt einerseits von einem in vielen Ländern zunehmend fundamentalistischen und agressiven Islam, von aktivem römisch-katholischem und protestantischen Proselytismus andererseits, sehen sich die orientalischen orthodoxen und die orthodoxen Kirchen in der gleichen Lage. Auch im Rahmen der weltweiten ökumenischen Beziehungen und ihrer Mitarbeit in entsprechenden Organisationen haben sie erkannt, wie vieles gerade sie gemeinsam haben und wie nah sie einander stehen. So konnten etwa die Delegierten der orthodoxen wie der altorientalischen Kirchen bei der Versammlung des Weltkirchenrates in Can-

berra/Australien im Februar 1991 in einer gemeinsamen Erklärung in voller Übereinstimmung zu wichtigen Fragen der christlichen Ökumene kritisch Stellung beziehen.

All dies hat auch zu erneuten Gesprächen untereinander über Gemeinsamkeiten und Differenzierungen im Glauben motiviert. So haben die orthodoxe Kirche und die orientalischen orthodoxen Kirchen eine seit einigen Jahren erfolgreich arbeitende Gemischte Theologische Kommission eingerichtet. Diese beschloß schon bei ihrem zweiten Treffen im koptischen Kloster Anba Bishoy in Ägypten im Juni 1989 die folgende Erklärung: *"Von unseren Vätern in Christus haben wir denselben apostolischen Glauben und dieselbe Überlieferung geerbt, obwohl wir uns als Kirchen vor Jahrhunderten voneinander getrennt haben. Als zwei Familien orthodoxer Kirchen - lange Zeit ohne gegenseitige Gemeinschaft - beten wir zu Gott und vertrauen ihm die Wiederherstellung dieser Gemeinschaft an, ...*
Diejenigen von uns, die von den zwei Naturen in Christus sprechen, leugnen deshalb nicht deren ungetrennte und ungeteilte Einheit. Diejenigen von uns, die von der geeinten gottmenschlichen Natur in Christus sprechen, leugnen ebenso nicht die fortwährende dynamische Gegenwart des Göttlichen und des Menschlichen in ungewandelter und unvermischter Weise in Christus.
Unsere gegenseitige Übereinstimmung beschränkt sich nicht auf die Christologie allein, sondern bezieht sich auf den ganzen Glauben der einen ungeteilten Kirche der ersten Jahrhunderte" (Episkepsis 20 <1989>, Nr. 422, S. 7 f.).

Inzwischen haben weitere Gespräche, vor allem im Zentrum des Ökumenischen Patriarchates in Chambésy bei Genf, stattgefunden und hat auf beiden Seiten ein intensiver, wenn auch nicht problemloser Rezeptionsprozeß begonnen, der erklärtermaßen die volle kirchliche Einheit zum Ziel hat. Allerdings sind bis dahin nicht nur etliche Empfindlichkeiten sowohl der einen wie der anderen Kirche zu überwinden, sondern ist auch eine Reihe nicht kleiner realer Probleme zu lösen. In diesem Sinne hat die Gemeinsame Kommission für den Dialog zwischen der Orthodoxen Kirche und den (Alten) Orientalischen Orthodoxen Kirchen bei ihrer Sitzung vom 1. bis 6. November 1993 in Chambésy Vorschläge für die Aufhebung der Anathemata erarbeitet und darin u.a. gesagt:

"1. Angesichts unserer gemeinsamen Erklärung über die christologische Frage von 1989 im Kloster St. Bishoy und unserer gemeinsamen Erklärung von 1990 in Chambesy stimmen die Repräsentanten beider Kirchenfamilien überein, daß die Aufhebung der Anathemata und Verdammungen der Vergangenheit auf der basis der gemeinsamen Anerkennung der Tatsache vollzogen werden kann, daß

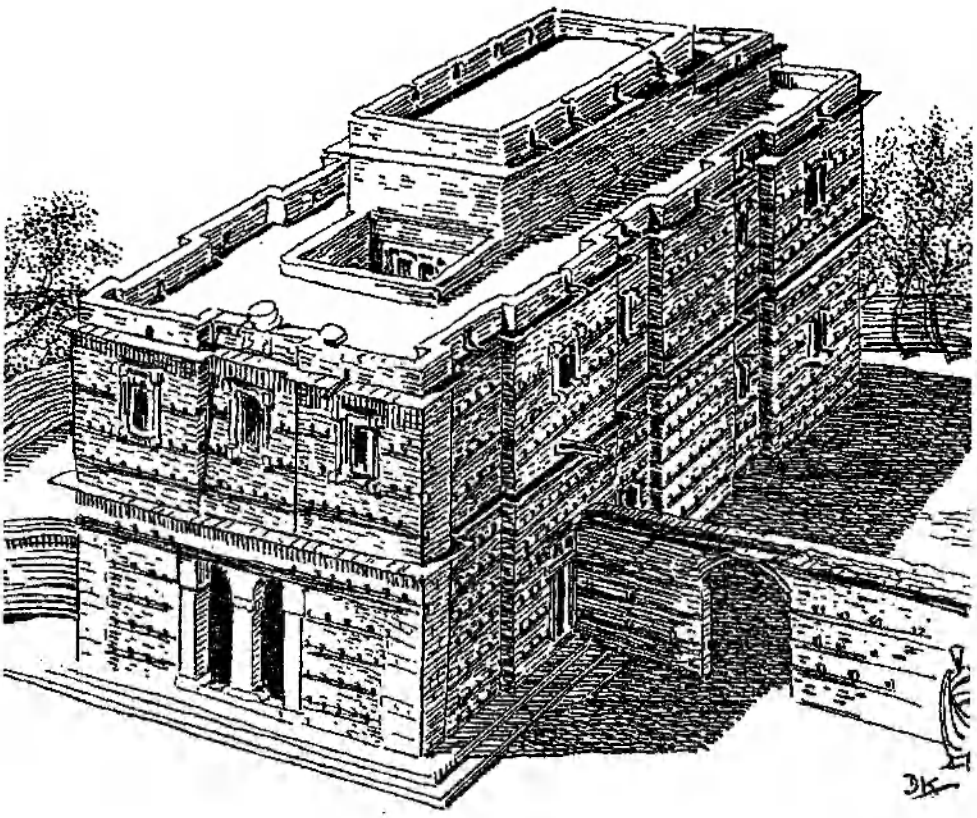
die Konzilien und Väter, die früher anathematisiert oder verdammt worden sind, in ihrer Lehre orthodox sind. ...

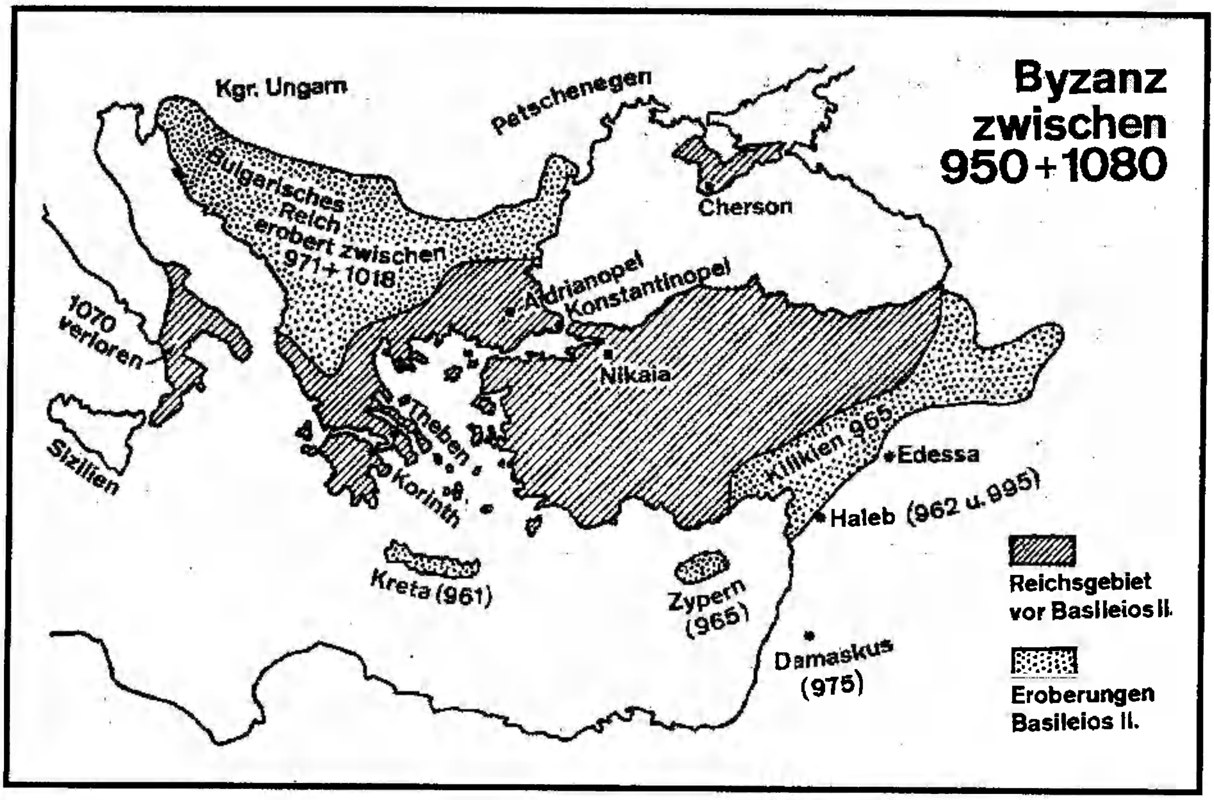
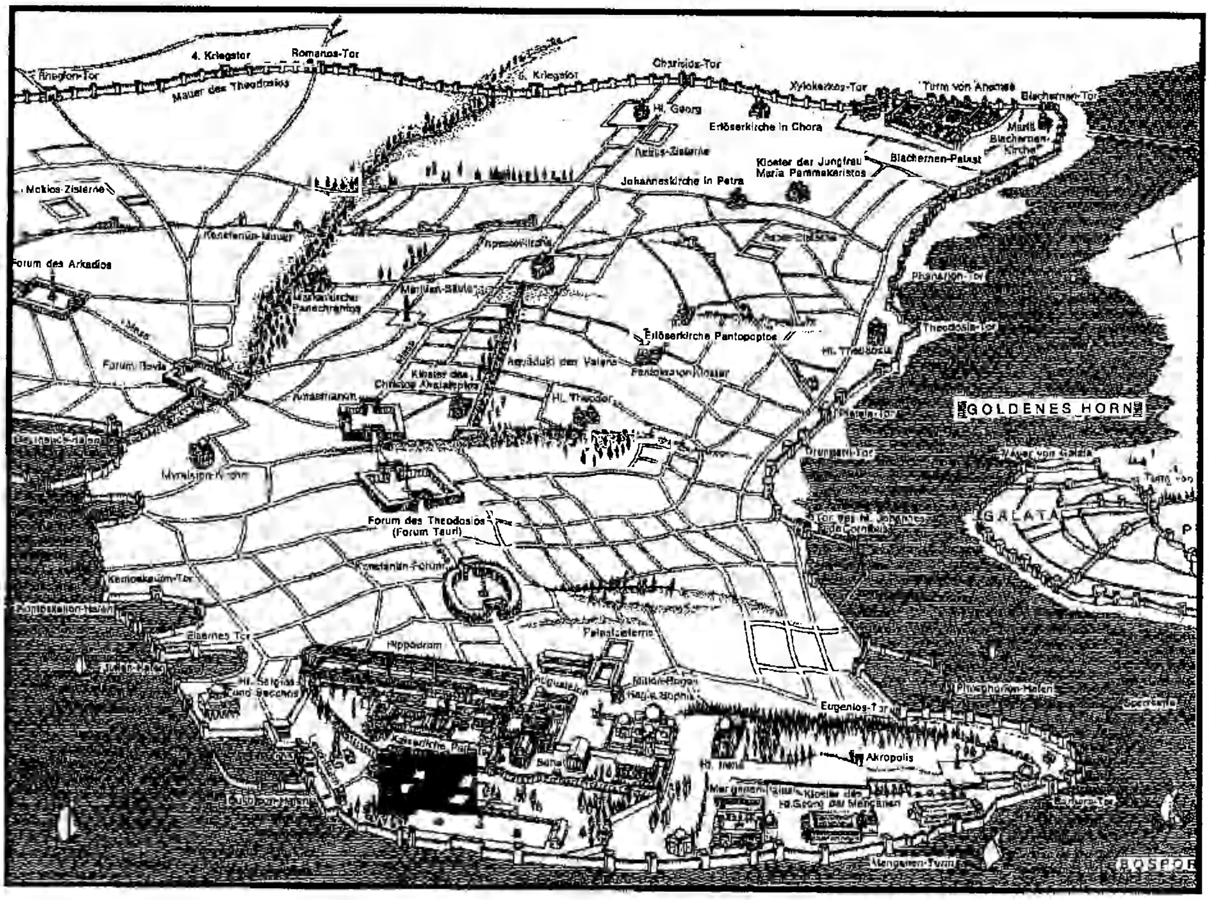
2. Die Aufhebung der Anathemata sollte einheitlich und gleichzeitig durch die Häupter aller Kirchen beider Seiten geschehen durch Unterschriftsleistung eines angemessenen kirchlichen Dokumentes, dessen Inhalt die Bestätigung beider Seiten enthalten sollte, daß die jeweils andere Seite in jeder Hinsicht orthodox ist.

3. Die Aufhebung der Anthemata sollte einschließen: a) daß die volle Gemeinschaft auf beiden Seiten unmittelbar wiederhergestellt wird;

b) daß keine der früheren gegenseitigen Verdammungen, sei es durch Synoden oder Personen, wirksam sind;

c) daß ein Katalog der Diptychen der Häupter der Kirchen zum liturgischen Gebrauch vereinbart wird" (Episkepsis 24 <1993>, Nr. 498, S. 6 f.).



Kirche Enda Abuna Aragawi von Debre Damos in Äthiopien (bei Aksum)

Das Oströmische Reich und seine Hauptstadt um 1000